Merckwürdiges

Leben

Des

Grafen

von

Bonneval,

Ehedessen

Kayserl. General

der Infanterie,

Anitzo aber

Commandirender Bassa

über eine Türckische Armee,

Aus dem Frantzösischen übersetzet.

Dritter Theil.

1738.

Kaum war ich zu Schiff gegangen / so bekamen wir guten Wind/und giengen unter Segel. Unser Schiff war zwar klein / aber mit guten Segeln versehen, und ziemlich starck ausgerüstet. Der Türckische Gesandte hatte / ohne zu entdecken wer ich, und welches die Absicht meiner Reise wäre / befohlen, mir aufs beste aufzuwarten. Ich wurde in des Capitains Zimmer logiret, und auf Frantzösische Art bedienet; ja man hatte gar zu meinem Gebrauch Wein eingeschiffet. Wir hatten fast allezeit schön Wetter/ und unsere Reise würde die glücklichste gewesen seyn, wenn wir nicht durch einen Malteser wären entdecket und verfolget worden. Wir suchten demselben auszuweichen/aber vergeblich; es kam einmal zum Treffen. Ich hatte meine gewöhnliche Kleidung wieder angezogen / und ließ mich oben auf dem Schiffe sehen. Und weil ich in Ungarn gedienet, hatte ich von der Türckischen Sprache so viel begriffen, daß ich mich ziemlich darinn erklären konte. Ich stellte also die sechzig oder achtzig Soldaten / die wir hatten/ in Ordnung/und gebot ihnen und denen Canonirern, nicht eher loßzufeuern/ bis ich es sagte. Der Ca-

pitain ließ mich gewähren. Der Malteser war nicht stärcker als wir; doch kam er uns näher, und hielt unser gantzes Feuer aus. Ich war oben auf dem Schiff/ mit dem Säbel in der Hand. Man erkannte mich bald, und ich hörte, daß man in dem feindlichen Schiff sagte: das ist gewiß Bonneval. Bald darauf entfernte er sich von uns.

Und so ländeten wir endlich ohne weitere Gefahr an Chio an. Es ist dieses eine grosse und wohlbewohnte Insul. Die meisten Inwohner sind Christen, deren einige den Griechischen, andere den Lateinischen Gebräuchen anhängen, und wie die Jesuiten und Jansenisten in Franckreich, beständig miteinander streiten. Das Land an sich selbst ist herrlich; die Kälte spüret man fast niemals/ und die Hitze ist weder allzugroß noch beschwerlich; das Feld stehet voller Pomerantzen- und Citronen-Bäume; und überhaupt alle Baum-Früchte sind köstlich und von ausserordentlicher Grösse. Das Frauenzimmer ist schön und wohlgestalt/ und gehet meistentheils mit aufgehüllten Haaren; ihr Leib ist nicht wie anderswo in einen hauffen Kleider versteckt; sondern ein schlechtes Leibgen nebst einem leichten und ziemlich kurtzen Rock ist ihre gantze Kleidung, und ein zartes dünnes Nesseltuch bedecket ihre Brust, ohne sie zu verbergen. Uberdiß reitzet die angenehme Himmels-Gegend zur Wollust und ein jeder folget hierinnen seiner Neigung.

Ich hielte mich auf dieser Insul sechs Wochen lang auf, in Erwartung eines Schiffes nach Constantinopel. Indessen lebte ich alle Tage herrlich

und

und in lauter Vergnügen. So bald ich ankam, führte mich der Capitain zu dem Türckischen Gouverneur, der einer von beyden war, die mir in einer Schlacht in Ungarn in die Hände gefallen waren; die ich aber wohl gehalten/ und ohne Ranzion zurück geschickt hatte. Er erkannte mich alsbald/ und ich kan sagen/ daß er mir alle ersinnliche Freundschafft erzeigte, und nichts in der Welt sparte, mir seine Erkänntlichkeit zu beweisen; und die Freude über die Ursache meines Herkommens verdoppelt seine Freundlichkeit und Höflichkeit. Die Zeit wurde mir also nicht lang bey meinem Auffenthalt. Alle Tage waren neue Lustbarkeiten, und wir spatzierten die gantze Insul durch. Alle Abend führte man mir eine junge Griechin zu/ von den schönsten, die man nur finden können.

Die Regierung der Türcken in dieser Insul ist sehr gelind, indem das Volck wegen der Religion nicht beunruhiget wird, und die Auflagen sehr gering sind; aber ihr Ansehen ist so groß / daß auch ein Hauß, über dessen Thüre ein schlechter Faden an beyden Enden angebunden ist, vor ein Gefängniß geachtet wird, aus welchem kein Mensch heraus zu gehen getrauet.

Bey meiner Abreise überhäufte mich mein Freund mit Geschencken; er ließ verschiedene Fässer vom besten Wein, der auf der Insul war, zu Schiff bringen; verehrte mir etliche Türckische Kleider, öffnete mir seine Börse, und nöthigte mich, eine ansehnliche Summe draus zu nehmen. Er gab mir an alle seine guten Freunde/ und son-

derlich an den, der mit ihm in Ungarn gleiches Schicksal gehabt/ Briefe mit, und beschreib mich darinnen als einen Menschen/von welchem man sich die grösten Dienste versprechen könte.

Constantinopel erblicket man schon von weiten, ehe man hinkomt. Der Platz, worauf es gebauet/ stellet ein Amphitheatrum vor/ welches sich gegen das Ufer des Meers allmählich erniedriget, so daß man die Häuser und öffentlichen Gebäude dieser grossen Stadt auf einmal entdecket. Ich habe niemahls was schöners erblicket. Der Pallast des Sultans, welcher an einem Ende der Stadt ist, scheinet eine besondere Stadt zu seyn/ wo das Gold von allen Seiten glänzet; die Dächer der hin und wieder stehenden Moscheen sind fast alle so prächtig und glänzend/ als das Dach des Invaliden-Hauses zu Paris.

Gleich da ich aus dem Schiff gieng/ traf ich den andern Türckischen Officier an/ dem ich in Ungarn die gedachte Gefälligkeit erzeiget hatte. Er selbsten machte meine Ankunfft dem Groß-Vezier kund, der mich bewillkommen und mir sagen ließ/ daß ich fünff oder sechs Tage bey meinem Freund von meiner Reise ausruhen solte/ nach welcher Zeit er mich beschicken und mir Audientz geben würde. Dieser Türckische Offitier, bey welchem ich logirte, war ein vollkommen ehrlicher Mann/ dem ich mich auch daher völlig vertraute. Er verstunde das Teutsche; und so brachten wir den Tag und einen Theil der Nacht mit Gesprächen zu. Ich entdeckte ihm/ wie schwer es mich

ankäme/

ankäme, das zu thun, was man von mir forderte, und stellte ihm vor, daß meine Unruhe nicht etwa daher käme, daß ich meiner Religion allzusehr anhienge; indem ich vieles gelesen und überleget hätte, und ich überhaupt alle Religionen, in welchen man einen einigen GOtt anbetete, eine für so gut als die andere hielte, und die unterschiedene Ceremonien, welche ein jedes Volck erwehlet, vor nichts als besondere Moden ansehe / worinnen ich vielleicht unrecht hätte; aber das wären von langen Zeiten her meine Gedancken. Nur dieses mache mich unruhig und ungewiß, weilen man wegen der Veränderung der Religion, sonderlich wenn solche aus Noth oder zeitlichen Absichten geschiehet, sich gemeiniglich wunderliche Gedancken machet und überhaupt diejenige / welche dergleichen Vornehmen / von jedermann verachtet, und vor solche Leute, welchen nicht zu trauen / angesehen werden. Wenn in Europa / sagte ich / eine Person von meinem Stande die Religion ändert / so gilt es ihm gleich, und man siehet auch nicht so sehr drauf / er mag Calvinisch, Lutherisch oder Catholisch seyn; man trauet seinem Wort und seinem Eyd; und hierinnen ist man fast niemalen betrogen worden. In Moscau trägt man nun kein Bedencken mehr, Officiers von allen Nationen und Religionen in Diensten zu nehmen, und dadurch werden ihre Truppen in gehörigen Stand und Ordnung, und ihr Reich in Flor und Aufnehmen gebracht und die Nachbarn in Furcht gesetzt. Es ist keine Religion, die nicht gebiete, den geleisteten Eyd un-

verbrüchlich zu halten, was ist also nöthig / jemanden / von dem man versichert seyn will / zur Aenderung seiner Religion zu nöthigen? Ja / solte auch keine Religion in der Welt seyn / oder ich keine haben, so hat sich doch die Ehre in meiner Seele so vest gesetzet, daß nichts in der Welt vermögend / mich zur Brechung des Eydes zu bewegen / den ich bereit bin abzulegen / dem Groß-Sultan mit so grossem Eifer und Treue zu dienen, als ich dem teutschen Kayser und dem Könige in Franckreich gedienet habe. Wäre es nicht möglich / mein werthester Freund / mich mit dieser Veränderung und der daran hangenden Schande zu verschonen?

Dieser Officier hatte fast gleiche Gedancken, und meynte / die Politique wäre der Grund aller Gesetze, die ihnen Mahomet vorgeschrieben; damals im Anfang ihrer Aufrichtung wären sie nöthig gewesen / nun aber nicht mehr; ja es wäre zu wünschen, daß man das unnöthige und überflüssige davon abschaffe. Allein / sagt er / die Sache gehet nicht an, und ihr dürfet euch keine Hofnung machen / von diesem unter uns so hoch geachteten Gesetze frey zu bleiben / ja ich rathe euch, gegen den Groß-Vezier ja nichts von eurem Unwillen spühren zu lassen: alles / was ihr thun könnet / ist einige Zeit / nicht zu eurer Entschliessung / sondern zu eurer Unterrichtung / von ihm auszubitten. Denn er wird vor einen Heiligen unter uns angesehen / der gewißlich, wenn ihr anders redetet / würde geärget werden.

Endlich erhielte ich die versprochene Nachricht

vom

vom Groß-Vezier, und wurde darauf mit Ceremonie bey ihm zur Audientz geführet. Er empfienge mich wohl und versicherte mich seiner Wohlgewogenheit und des Schutzes des Groß-Sultans, wenn ich das bewuste thun wolte; nehmet euch Zeit/ sagte er zu mir/ um euch zu unterrichten; ich zweifle nicht, ihr werdet unser Gesetz billig finden. Gehet in meinem Namen zum Groß-Muphti/ der in der Wissenschafft der göttlichen Geheimnisse gründlich erfahren ist, und alle eure Zweifel so leicht/ als die Sonne die Finsterniß/ vertreiben wird. Ihr werdet die Gnade/ vor Seiner Hoheit zu erscheinen/ nicht eher haben können, biß ihr einer seiner wahren Unterthanen geworden seyd. Gleich bey dieser ersten Audientz erkundigte er sich aller Umstände und der eigentlichen Verfassung von Europa und sonderlich von Teutschland, und sagte mit aller Höflichkeit zu mir/ wie man mich wohl kennete/ und nicht ermangeln würde/ einen solchen Mann/ wie ich wäre/ sich zu nutz zu machen. Er überreichte mir darauf einen Zettel/ worauf ein Befehl an einen Schatzmeister war / mir alle Tage zu meinem Unterhalt eine gewisse Anzahl Aspre/ welche ohngefehr neun Thaler machte/ zu reichen.

Ich miedete eine Wohnung/ und zoge von meinem Freund weg. Er lehnte mir Hauß-Rath und einige Sclaven. Ich besuchte die vornehmsten Officier der Pforte, den Caimacan/ den Seraskier/ den Bostangibachi, den Janitscharen-Aga und alle diejenigen/ welche in einigem Ansehen stunden/ und wurde mir so viel Höfflichkeit

 von

von ihnen erzeiget, daß ich sagen kan, es seyen, das beschwehrliche Ceremoniel ausgenommen, die meisten Ministri an den Höfen von Franckreich und Wien bey weiten nicht so höflich.

Der Muphti, dem ich ebenfalls meine Aufwartung machte, hub, so bald ich vor ihn kam, Augen und Hände gen Himmel, umarmte mich, und weinte. Sein hohes Alter / nebst seinem ernsthafften und Majestätischen Ansehen erweckte bereits alle Hochachtung, und ich gestehe, diese Manieren giengen mir zu Hertzen. Er nennete mich seinen Sohn, und redete mit mir mit voller Uberzeugung von der Heiligkeit des Mahomets und der Glückseligkeit der Anhänger seines Gesetzes und führte mir / die Wahrheit desselben zu beweisen / seinen Anfang und schnelle Fortpflantzung zu Gemüthe. Ich wünschte / sagte er / daß ich euch selbsten unterrichten könte / aber meine Geschäffte lassen es nicht zu; und zeigte mir einen seiner Imanen oder Priester / dem er anbefohl / mich zu unterrichten und ihm davon alle Woche einmahl Rechenschafft zu geben. Dieser Priester wolte niemals zulassen / daß ich zu ihm gienge; sondern es wurde verabredet / daß er wochentlich zweymahl zu mir käme. So bald ich dieses gethan / wurde die Anzahl der Aspres / die man mir täglich reichte / verdoppelt / das ich mich nun ziemlich konte sehen lassen / und darum auch Pferde und Sclaven kauffte. So wohl die Neugierigkeit / als auch der Wohlgefallen / den die Türcken an mir hatten / machte / daß ich fleißig besucht wurde / und gar bald eine auserlesene Gesellschafft hatte.

hatte. Wir kamen zu Zeiten des Abends zusammen und machten uns so lustig als in Europa / ausser / daß wir keinen Wein zu trincken getraueten. Diese guten Freunde unterrichteten mich von der eigentlichen Verfassung der Pforte, wie auch von dem Character derer / die die gröste Gewalt und Ansehen hatten, und versicherten mich daß in dem Serrail das Glück und Unglück geschmiedet würde, und um empor zu kommen / und sich in seinem Stand zu erhalten / man nothwendig einigen Schutz darinnen haben müste; und daß ein Bassa glücklich wäre / wann er eine Jungfer ins Serrail bringen könte / die Schönheit gnug hätte / um dem Sultan zu gefallen / und Verstand gnug besässe, um ihn an sich zu ziehen. Macht euch diese Nachricht zu nutz / sagten sie zu mir, wenn ihr einmahl eine Stelle habet / sie wird euch mehr Vortheil bringen / als alle eure grosse Geschicklichkeit. Sie zeigten mir alles merckwürdige in Constantinopel. Der Hafen ist vortrefflich. Man machte viel Rühmens von dem zu Amsterdam, der aber für nichts gegen diesen zu rechnen. Die Zeughäuser sind etwas prächtiges, dem die zu Brest und Toulon nicht beykommen. Die Stadt vor sich selbsten hat nichts Merckwürdiges / als ihre Grösse und Lage / indem die meisten Gassen enge sind / ein jeder nach seinem Gefallen bauet / und von Gleichheit und Bau-Ordnung man nichts weiß / so daß nicht ein eintziger schöner Platz darinnen anzutreffen. Selbst das Serrail ist nichts anders / als ein Hauffen unterschiedener an einander stossender Gebäude.

bäude. Nur allein die Gärten sind wohl eingerichtet.

Die Häuser sind inwendig schöner/als sie von aussen anzusehen. Sie sind ziemlich wohl meublirt; der vornehmste Zierrath bestehet in vielen Tapeten und Porcellanen-Geschirr/ und einer Menge Kleinigkeiten von Elfenbein und Ebenholtz. Man siehet weiter keine schöne Gebäude, als welche die Griechen ehedessen daselbst gebauet. St. Sophia ist wohl das Schönste in der Welt; wenigstens habe ich in gantz Europa keines gefunden, das ihm gleich komme.

Pera und Galata die beyden Vorstädte sind viel schöner. Die Gassen sind breiter und die Häuser besser gebauet; und da wohnen die meisten Gesandten und fremden Kauffleute.

Um wieder auf meinen Iman oder meinen Lehrmeister zu kommen / so war selbiger ein vernünfftiger Mann, der zwar seine Religion liebte, aber doch von allem fanatischen und abergläubischen Wesen entfernet, und mit einem Wort / von ziemlich gutem Gemüthe war. Der erste Unterricht, den er mir gab/ bestunde darinn. Nachdem er eine weitläufftige Rede gehalten von der Einigkeit Gottes/ seiner Grösse/ seiner Gewalt, und von der Nothwendigkeit, daß er sich einigen Menschen ins besondere offenbahret / um die andern von seinem Willen zu unterrichten, kam er endlich auf die Sendung des Mahomets. Ich weiß, sagte er zu mir, wie sehr unser Prophet unter den Christen beschryen ist, und wie viele Mühe sie sich geben, das Gesetz/ das wir von ihm empfan-

empfangen, lächerlich vorzustellen. Allein habet nur die Gütigkeit, mich anzuhören/ ich hoffe/ euch eure Vorurtheile zu benehmen/ und das/ was ich euch sagen werde, wird euch / wo nicht, völlig überzeugend, doch wenigstens vernünfftig vorkommen.

Mahomet war von geringer Herkunfft und schlechtem Glück, und hatte dabey keine Studia, Nachdem er einige Jahre in der Einsamkeit gelebet, gab er sich für einen Gesandten GOttes aus, der ein vollkommener Gesetz, als das/ welches bißher geprediget und beobachtet worden, denen Menschen verkündigen solte. Er fand Beyfall, und bekam einen grossen Anhang, welchen die Christen zusamt ihrem Oberhaupt einen Haufen Räuber zu nennen pflegen. Und weil sich die Anzahl derselben täglich mehrte, richtete er endlich eine Armee auf, deutete denen benachbarten Völckern die Befehle des Allerhöchsten an, nahm die, welche sich unterwarfen, auf, und vertilgete die andern. Er bezwang alles in kurtzer Zeit, und in solcher Geschwindigkeit / daß gantze Länder und Völcker auf einmal ihn für ihren Herrn und Gesetzgeber annahmen. Nach einem ziemlich kurtzen Leben hinterließ er ein so vest gegründetes Reich / daß alle Christliche Machten bißher vergeblich und zu ihrer Schand gesucht haben, es zu zernichten. Ist ein so geschwindes und beständiges Glück nicht ein Zeichen eines besondern göttlichen Schutzes, und beschützet auch wohl GOtt Betrüger und Gottlose?

Mein Vorhaben war nicht, mich mit ihm in

einen

einen Streit einzulassen / indem ich mich ohne dis nur zum Schein unterrichten ließ; doch machte ich mir zu Zeiten ein Vergnügen, wenn ich ihn irre machen konte. Ich antwortete ihm, daß das Glück ein sehr undeutlicher Beweiß der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit einer Parthey sey / und man noch täglich würcklich sehe, wie es denen Gottlosen wohl gehe / es habe hierinnen gleiche Bewandniß mit gantzen Völckern, wie mit einzeln Personen, und es fehle viel, daß der Sieg allezeit denen, welche die Billigkeit und Gerechtigkeit auf ihrer Seite haben / zu Theil werden solte; GOtt / dessen Absichten wir nicht wüsten / habe tausend Ursachen, die wir nicht verstünden, warum er zulasse / daß die Unschuld unterdrücket werde / und die Lügen über die Wahrheit zu siegen scheine. Aus der Menge derer / welche einer Religion anhangen / lasse sich ebenfalls weder beweisen noch richtig schliessen, daß sie die wahre Religion sey, indem die gantze Welt / eine eintzige Famille ausgenommen, der Abgötterey ergeben gewesen / und ein jeder nach seinem eigenen Gefallen sich selbst Götter erdichtet hätte. Endlich, so seye dieses ein allgemeiner und unstrittiger Satz / daß die Wunderwercke der eintzige Beweiß der Göttlichkeit einer Religion seye, dergleichen ich aber nie gehöret, daß Mahomet verrichtet.

Er suchte sich so gut er nur konte / aus meinen Einwürffen zu helffen, und behauptete, daß die geschwinde und viele Eroberungen des Mahomets wahrhaffte Wunderwercke wären, daß der Engel des Allmächtigten offt mit ihm geredet, und

seine

seine Jünger solches mit angehöret/ und daß unmöglich wäre / daß man ihm ohne einigen Beweiß würde gefolget haben. Ob ich hiergegen zwar vieles einzuwenden hatte, ließ ich ihn doch reden, und brachte nur dieses vor, daß man unter den Christen sagte/ dieser Engel sey einer seiner vertrauten Freunde gewesen, den er in der Höhle, aus welcher er mit ihm redete, habe umbringen lassen, indem er einem jeden seiner Soldaten anbefohlen, einen Stein hinein zu werffen/ damit sie nie möchte entheiliget werden. Meine Freyheit mißfiel ihm nicht; er antwortete mir/ wie er mich für allzu vernünfftig hielte / daß ich die Grobheit dieser Verleumdung nicht einsehen solte, dieser Mensch / sagte er, welcher/ wie man vorgiebt, auf eine so grausame Weise soll umkommen seyn/ war allerdings ein vertrauter Freund des Mahomets / und hat unmöglich unbekannt bleiben können. Wie hätte man ihn denn so plötzlich aus dem Wege schaffen / und was hätte man wahrscheinliches vorbringen können/ um dem daher entstehenden und in dergleichen Fällen unausbleiblichem Argwohn zu begegnen? Ich ergab mich auf diese Gründe/ welchen ich auch in der That nichts trifftiges entgegen zu setzen muste / ausser / daß die gantze Armee des Mahomets eine grosse Furcht vor ihm hatte/ und keiner dem andern seinen Argwohn und seine Gedancken zu eröffnen sich getraute.

Nach diesen allgemeinen Umständen betrachteten wir endlich insbesondere das Gesetz. Er gestunde mir, daß in dem Alcoran vieles anzutreffen, das dem Buchstaben nach lächerlich zu

seyn

seyn schiene, und daher in einem verblümten Verstand müsse angenommen werden. Er bekannte offenhertzig, daß er nicht alles verstünde, und ihm viele Dinge unbegreiffliche Geheimnisse wären; aber wo ist eine Religion, sagte er, in welcher nicht dergleichen Schwierigkeiten zu finden wären über welche die Lehrer unterschiedene Meynungen haben, die Klugheit erfordert also, sich an das, was man verstehen kan, zu halten, und das, was man nicht verstehet, hoch zu achten. Ich will daher, fuhr er fort, ohne euch und mich bey dem, was ich selbst nicht verstehe, aufzuhalten, zu den practischen Gesetzen und zur Sitten-Lehre schreiten; worinnen hauptsächlich die Religion bestehet, als deren Hauptwerck auf die Einrichtung und Verbesserung der Sitten gehet. Wir beten einen einigen GOtt an, und erkennen denselben für den Schöpfer Himmels und der Erden, und für den HErrn unserer Schicksale. Wir verehren den Mahomet, als denjenigen, welchen GOtt dazu erwehlet hat, daß er uns seinen Willen, und die Art, ihm gefällig zu dienen, verkündigen solte. Wir haben kein Opffer, weil GOtt weder unsrer noch unsrer Güter bedarff, und wir ihm nichts opffern können, das ihm nicht schon zu eigen gehöre. Wir haben unsere bestimmte Zeiten, GOtt anzubeten und anzuflehen, und unsere Tempel, wo wir uns versammlen, wie alle Völcker gehabt, und noch haben. Wir demüthigen uns mit Fasten und Beten vor dem Throne des Allmächtigen, um seine Gerechtigkeit zu besänfftigen, und seine Barmhertzigkeit über uns zu bringen.

Ich gestehe, daß ich nicht weiß, warum wir bey unserm Gebet das Angesicht gegen Morgen zuwenden müssen; indeß ist dieser Gebrauch an sich gleichgültig, und so sehe ich nicht, warum man sich nicht darnach richten wolte. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit denen uns vorgeschriebenen Bädern; ausser dem, daß sie in unsern Gegenden zur Gesundheit dienen, ist es ja nichts unmögliches, daß GOtt denenselben einige Krafft beygeleget habe. Raub, Meineyd und Ehebruch sind unter uns verboten. Ein vollkommener Gehorsam und Unterthänigkeit gegen unser Oberhaupt, ist unser eigentlicher Caracter. Er ist völlig Herr über unsre Güter und unser Leben, und wir alle sind seine Sclaven. Man pflanzet uns von Jugend auf den Haß gegen die Christen, wie diesen gegen uns ein. Ich gestehe gar gerne, daß dieser Haß etwas unbilliges ist, und es zu wünschen wäre, daß wenn man anders gedencket als andere, solches nicht als ein Laster angesehen würde; allein ihr wisset, daß diese Philosophie gegen die einmal fest gesetzte Vorurtheile zu sehr streitet, daß sie Beyfall finden solte.

Wir redeten hierauf von der Beschneidung. Er sagte, daß sie gleich von Anfang der Welt, von GOtt eingesetzt, und um deswillen von Mahomet angenommen worden, und als ein Kennzeichen, wodurch ein Volck von dem andern unterschieden würde, anzusehen sey. Er brachte in seinen Reden viele lustige Dinge von dem Frauenzimmer vor, und fing in allem Ernst an, mir zu beweisen, wie wohl Mahomet thue, deren nicht

mehr in sein Paradieß einzulassen, als vor die gute Muselmänner nöthig wäre. Ihr glaubet also die Auferstehung, sagte ich zu ihm; ohne Zweifel, antwortete er, aber meiner Meynung nach, werden nur die Frommen, nicht aber die Gottlosen daran Theil haben.

Was den Articul vom Wein, der mir am meisten am Herzen lag, betrift, schwatzte er mir einen haufen artiges Zeug vor; zum Exempel, daß er ein Leib und Seel schädlicher Gift, und eine Quelle aller Unordnung sey; und machte mir hierbey eine pathetische Beschreibung von einem trunkenen Menschen. Ich versetzte hierauf, daß der Wein ein natürlicher Saft wäre; daß GOtt den Weinstock, wie alle andere Bäume erschaffen, und die Medici, welche dessen Natur untersuchet, allesamt versicherten, daß der mäßige Gebrauch dieses Safts der Gesundheit nicht schaden könte, sondern nützlich wäre; daß alle Weisen und Gesetzgeber, ausgenommen **Mahomet**, mir allein den unmäßigen Gebrauch desselben verboten hätten, und daß man endlich alles in der Welt verbieten müste, wenn man den daher besorgenden Mißbrauch verhindern wolte. Er schiene unwillig zu werden, und gab mir diese Antwort: GOtt seye der HErr, und könne den Gebrauch einer Speise oder eines Tranks verbieten, welchen er wolle; insonderheit habe er den Gebrauch des Weins verboten, und solches durch seinen Propheten den **Mahomet** andeuten lassen, und das solte mir gnug seyn. Doch, sagte er mit einer etwas freundlichern Mine, kan man

denselben wohl als eine Arzeney gebrauchen, und da ihr an denselben gewöhnt seyd, kan er euch nöthig seyn, und in solchem Fall könnet ihr ihn trinken, doch ins geheim, und ohne Aergernis zu geben. Vor einem andern, der weniger Verstand, und Verschwiegenheit hätte, als ihr, wolte ich wohl dergleichen Reden nicht führen, und es ist mir um so viel lieber, daß mir die Sorge, euch zu unterrichten aufgetragen worden, indem unsere meisten Priester eure Einwürffe nicht würden haben ertragen können.

Wir redeten vieles von der Vielweiberey: Er sagte mir davon, daß sie nicht verboten, sondern nur erlaubt wäre; und daß man unter ihnen gegen die, so sich dessen enthielten, alle Hochachtung hätte, ja daß unter ihnen, wie unter den Christen, die man Papisten nennete, Clöster und Mönche anzutreffen wären, und man sich also dessen gar wohl enthalten könte, wenn es nicht ein hergebracheer Gebrauch wäre, an welchem man so vest als an der Religion selbst hielte. Der Mahomet, fuhr er fort, hat die gröste Ursach gehabt, diese Vielweiberey zu erlauben, indem sie nicht allein, fast von allen Zeiten her in Orient gebräuchlich gewesen, und die Könige, welche von Jüden und Christen so hoch gehalten werden, bis auf hundert und mehrere Weiber gehabt haben, sondern auch sein Volck ein Kriegerisches Volck ist; und man über dis viele Verschnittene unter uns zu halten pfleget; woraus leichtlich abzunehmen, daß weit mehr Weiber als Männer unter uns anzutreffen, und wir folglich

gar bald ein gar kleiner Hauffe worden wären, wenn nicht unser grosser Prophet, durch die Verstattung der Vielweiberey, ohne welche viele keinen Mann hätten finden können, der Sache Rath zu schaffen, wäre bedacht gewesen. Ich glaube, sagte er mit lächlender Mine, diese Erlaubnis wird euch nicht mißfallen, ja ich rathe daß ihr euch derselben bedienen und dadurch zu erkennen geben möget, daß ihr unser Gesetz mit aller Aufrichtigkeit angenommen habt.

Man wird, ohne daß ich es sage, leichtlich errathen, was ich von allen diesen Reden gedencke. Ich setzte einen Tag aus zu meiner Beschneidung, und bate, die Sache geheim zu halten, allein es war alles vergeblich. Gantz Constantinopel wuste es, und stellte darüber ein Freuden-Fest an. Sie haben bey dieser Ceremonie ihre Pathen, und der Groß-Sultan ernennte hierzu den Unter-Bostangi-Bachi. Der Groß-Muphti selbsten wolte die Beschneidung verrichten, zu allem Glück aber ward er unpäßlich, sonst würde seine zitternde Hand mich übel zugerichtet haben; dahingegen mein Lehrer in einem Augenblick mit mir fertig war. Ich brauchte nur acht Tage zu meiner Heilung, und hatte nichts weiters auszustehen, als einen durch die heftige Schmertzen verursachten Anstoß vom Fieber, so vier und zwantzig Stunden währte. In diesen acht Tagen wurde ich von allen Stands-Personen complimentiret, und fast von einer jeglichen auf das ansehnlichste beschenket.

So bald ich geheilet war, machte ich ins geheim

heim meine Aufwartung bey dem Groß-Vezier. So bald er mich sahe, rufte er aus: Nun seyd ihr endlich unser, und so wie ihr seyn mustet, um würdig zu seyn, vor dem Kayser der Könige auf Erden zu erscheinen. Er wird euch vor seinen Thron lassen; aber das muß auf eine solche Art geschehen, wodurch eure Bekehrung so bekannt und ansehnlich, als es nur möglich, könne gemacht werden. Nach einig erzeigter Höflichkeit ließ er mich von sich, und befahl mir, mich bereit zu halten, in zween Tagen vor dem Throne Seiner Hoheit mich niederzuwerfen. Er schickte mir das Kleid, in welchem ich erscheinen solte. Und meine guten Freunde unterrichteten mich wegen des Ceremoniels.

Man hatte in Constantinopel bekannt gemacht, daß ich ein naher Anverwandter des Französischen Kaysers wäre, und der erste oder einer der vornehmsten Vezier des Teuschen Kaysers gewesen wäre. Dieses Gerüchte erweckte bey jederman eine unendliche Begierde mich zu sehen. Der Marsch fienge früh um neun Uhr an. Der Weg von meiner Wohnung an bis ins Serrail war fast eine halbe Meil, und mit einer doppelten Reihe Janitscharen besetzt. Hinter ihnen waren viele Gerüste; die mit grossen Teppichen gezierte Fenster waren mit vornehmen Leuten besetzt, und an vielen waren Gitter, wodurch das Frauenzimmer zusahe. Vor mir giengen zwey Compagnien Spahis, oder Türkische Cavalerie. Nach ihnen folgten viele Bassa. Ich kam zulezt zwischen dem Unter-Bostangi-Bachi und dem

B 3 Ober-

Obersten über die weisse Verschnittene, und endlich schloß eine Compagnie Janitscharen.

Ich ritte eines der schönsten Pferde aus dem Stall des Groß-Sultans, welches aufs kostbarste ausgeziert war. Das Kleid, welches mir der Groß-Vezier geschickt hatte, und eines der prächtigsten war, stunde mir wohl an. Jedermans Augen waren auf mich gerichtet; man warf von allen Seiten aus denen Fenstern Blumen und Rauchwerck. Die Luft erschallte von dem Freuden-Geschrey und dem Segen, den sie ihrem Propheten gaben. Dieser Marsch währte bey nahe zwey Stunden. Die Bassa giengen mit mir durch die zwey ersten Höfe des Serrails; in den dritten gieng ich allein nebst dem Unter-Bostangi-Bachi und dem Obristen über die weisse Verschnittene. Hier stiegen wir vom Pferd. Der Caimacan und der Seraskier nahmen mich, und nachdem wir durch eine Lange Reihe Zimmer gekommen, führten sie mich endlich in einen Saal, wo der Groß-Vezier war. Alsbald wurde uns angedeutet, daß der Groß-Sultan auf seinen Thron stiege. Der Groß-Vezier, der Caimacan und der Seraskier führten mich vor denselben. Ich gestehe, daß ich von der Pracht dieses Thrones, und dem Reichthum der Kleider des Sultans gantz verblendet war. Ich fiel vor diesem Monarchen nieder, und sagte, wie ich vor Freude gantz entzücket wäre, daß ich die Gnade hätte, vor demselben nicht als ein Fremder, sondern als einer seiner Unterthanen zu erscheinen, und wie ich nicht eher würde vergnügt seyn können,

nen, als bis ich mein Blut zu seinem Dienste würde aufgeopfert haben. Er antwortete mir selbsten, daß er sich ein Vergnügen daraus machte, mich zu sehen, und nicht zweifelte, ich würde ihm eben so getreu seyn, als ich anderswo gewesen. Ich legte darauf meinen Eyd ab, und nachdem dieses geschehen, überreichte mir einer von den Staats-Secretariis ein Patent, welches mir öffentlich vorgelesen, und worinn ich zu einem Bassa über drey Roß-Schweife erkläret wurde. Ich gieng hierauf, nachdem ich mit meiner Stirn, ich weiß nicht, wie vielmal, auf die Erde geschlagen habe, wieder weg; und der Groß-Vezier behielte mich beym Mittag-Essen.

Ich wurde eben auff die Weise, wie ich hieher gebracht wurde, auch zurück begleitet. Einige Officiers trugen die Zeichen meiner neuen Würde. Der Zulauf des Volks war viel grösser, und der Zuruf viel stärker.

Man ließ mir das Pferd das ich geritten hatte, welches so viel grössere Ehre vor mich war, weil der Groß-Sultan sich desselben bedienet hatte. Die Sultanin schickte einen ihrer Verschnittenen zu mir, und ließ mir Glück wünschen, und die Versicherung geben, daß das, was jetzo geschehen, nur der Anfang von dem sey, was künftig geschehen würde, wenn ich mich nur wohl aufführen, und bey dem, was ich angefangen, beständig bleiben, und ins besondere allen Umgang mit denen Frembden vermeiden würde. Der Verschnittene versicherte mich anbey, daß sie für mein Glück sorgen, und bedacht seyn würde, mir ei-

nige besondere Audienzen beym Sultan zu verschaffen.

Dieser Tag, welcher vor die Türken ein rechter Triumph-Tag gewesen, war für alle, die sich Christen nennen, ein Tag des Schmerzens, der Betrübnis und Schande. Ehe ich noch beschnitten wurde, gaben sich einige von den Missionariis grosse Mühe, mit mir zu sprechen, deren ich aber keinen vor mich ließ. Einer unter denselben, der, wie ich glaube, ein Capuciner war, schrieb mir einen Brief, welcher vielleicht bey allen andern würde Eindruck gefunden haben, und den ich, ob er gleich nicht zu meinem Lob gereichet, anführen will, um dadurch zu zeigen, mit was für Aufrichtigkeit ich diese meine Begebenheiten beschreibe.

Die abscheuliche That/ welche ihr nun im Begrif seyd zu vollziehen/ setzet mich in die schmerzlichste Betrübnis/ daß ich mich nicht enthalten kan/ euch selbige zu bezeugen. Ist es möglich/ daß der Graf von Bonneval/ der bißher den Ruhm gehabt/ daß er auff Ehre sehe/ nicht erkennet/ wie sehr er sich verunehret; sondern selbst beweiset/ wie wahr es sey/ was man ihm vorgeworfen/ daß er ohne Treu u. Glaubē und ohne Religion sey? wem kan man dieses mit mehrerm Recht vorwerfen/ als einem/ der seinen Glauben und seine Religion menschlichen Vortheilen aufopfert? Ihr möget thun/ was ihr wolt/ um eurem Vorhaben einen Schein zu geben; man

kennet euch wohl / und ist versichert / daß die Uberzeugung an eurer vorhabenden Aenderung keinen Theil hat / sondern allein die Gottlosigkeit die Quelle derselben ist; daß es euch einerley sey / ein Türk oder ein Christ zu seyn; ja daß / wenn es euer Vortheil wäre / ein Abgötter zu werden / ihr solches zu thun / kein Bedenken tragen würdet. Worinnen suchet ihr also die Ehre / die ihr vor euer höchstes Gesetz ausgebet? Ihr wendet euch zu einer ander Parthey und einer andern Religion / und man soll glauben / daß ihr euer Wort unverbrüchlich haltet. Was hat euch die Christliche Religion gethan / und was habt ihr darinnen so anstössiges und gehässiges gefunden / daß ihr euch nun erkläret / ihr Feind zu seyn / und sie auszurotten? habt ihr einigen Beweiß / daß ihr euch betrogen habt / da ihr Jesum Christum anbetetet? Er soll euer Richter seyn; ihr seyd nicht versichert / daß ers nicht seyn werde; ihr habt ihn verläugnet / wie wirds euch ergehen / wenn ihr in seine Hände fallet? Es sey / daß man euch in Frankreich und an dem Wienerischen Hof unrecht gethan / was hat euch aber Jesus Christ gethan / daß ihr euch zu seinen Feinden begebet / und eine Ehre darinn suchet / daß ihr ihn verlassen? Ihr stehet in der äussersten

Gefahr; nun ist es noch Zeit/ euch heraus zu helfen. Dieses solte die Beschäfftigung eurer Großmuth seyn; geschiehet aber solches nicht/ so könnet ihr euch keiner Großmuth rühmen/ sondern all euer vorgegebener Muth und Hertzhafftigkeit ist nichts anders/ als zaghafftigkeit u. schwachheit.

Man kan leicht erachten, daß, weil es schon zu weit mit mir gekommen war, und ich nicht mehr zurück weichen konte, ich diesen Brief nicht beantwortete, und auch solches zu thun, viele Schwierigkeiten würde gefunden haben.

Mein neuer Stand brachte mir bald ziemlich Vergnügen. Meine Einkünfte wurden biß auf zwantzig tausend Gulden vermehrt, und ich war bey allen vornehmen in Constantinopel beliebt und angenehm. Die Sultanin hielt ihr gethanes Versprechen, und verschaffte mir bey dem Sultan einige geheime Audienzen. Dieses war damals Achmet, ein gütiger und liebenswürdiger Printz, der vielen Verstand hatte, aber denen Lüsten völlig ergeben war. Weil ich nun so gut Türckisch gesinnet bin, als ich ehedessen gut Frantzösisch oder Oesterreichisch war, und mich überdiß gerne an dem Hof-Rath rächen wolte, so verhehlete ich meinem neuen Herrn nichts, was ich glaubte, daß zu seinem Ruhm gereichen könte. Ich beschrieb ihm alle Umstände von Teutschland; die unterschiedene Absichten, welche die Vereinigung trennen; die Beschäfftigung der andern Machten, den Kayser zu hindern, daß er von Seiten der Türken nicht zu mächtig werde. Ich redete vieles von der Kriegs-Ord-

nung,

nung, von der Nothwendigkeit und der Art, die Soldaten im Kriegwesen zu unterrichten und zu üben. Ich bewiese, daß die Menge der Officier u. die Hochachtung, welche die Soltaten gegen sie, haben müsten, der Grund sey, eine gute Armee zu machen. Ich redete auch von dem Nutzen der Ingenieurs, um ein Lager abzuzeichnen, und zu befestigen, von dem Dienst der Artillerie, und der zum nützlichen Gebrauch derselben nöthigen Geschicklichkeit. Ich lobte gegen den Monarchen die natürliche Tapferkeit seiner Soldaten, und gab ihm zu verstehen, wie nöthig es sey, daß sie ein wenig anders abgerichtet würden. Er bezeugte an allem, was ich sagte, ein besonders Vergnügen, u. befohl mir, solches schriftlich aufzusetzen, u. dem Groß-Vezier zu überreichen.

Die zwey oder drey Audienzen nebst der Gnade, welche der Groß-Sultan vor mich hatte, gutes von mir zu reden, brachten fast alle Bassa in Bewegung, daß sie mich als eine Hinderniß, welche ihrer Hofnung im Wege stünde, ansahen, und endlich eine heimliche Verbindnis gegen mich machten, und mich anders wohin zu bringen suchten.

Man betrügt sich sehr in Europa, wenn man die Türken überhaupt für einfältige Leute ansiehet; man kan es wohl von ihnen sagen in Ansehung der Wissenschafften, der Studien und der Künste; was aber die Hofmanieren anlangt, so sind sie gewißlich so fein und aufgeweckt, als man anderswo immer seyn kan. Diejenige, welche meine Entfernung suchten, redeten am meisten Gutes von mir, und stellten vor, daß man, um mich recht nützlich zu machen, mir Gelegenheit geben müste, mich in den Gesetzen und Gebräuchen der Regie-

rung zu unterrichten, zu deren Wissenschafft ich nur durch die Ubung gelangen könte; und daß es allezeit gebräuchlich gewesen, daß ein Bassa in denen Provinzen seine Dienste verrichte, wie sie alle hätten thun müssen.

Der Groß-Vezier getraute oder wolte sich ihren Absichten nicht entgegen setzen, denn als bald darauf ein Bassa starb, brachte er mich beym Divan in Vorschlag, die erledigte Stelle zu ersetzen. Es war fast am Ende des schwartzen Meers, an den Gräntzen der kleinen Tartarey. Ich muste ohne Bedencken fort reisen, und durfte nicht den geringsten Widerwillen bezeugen. Alle meine warhafftig gute Freunde, und insonderheit der Groß-Mupthi, gaben mir die Versicherung, daß mein dortiger Aufenthalt nicht lange währen solte. Die Sultanin selbsten gab mir eben diese Versicherung, und der Groß-Sultan sagte mir, als ich Abschied von ihm nahm, daß es nur eine kleine Reise seyn würde.

Die Landschafft über welche ich gesetzt wurde, war ansehnlich gnug, indem viele kleine Städte unter meiner Bottmässigkeit stunden. Das Land ist fruchtbar, das Korn herrlich, und das Feld voller Wildpret, weilen unsere Art Gewehr da unbekannt ist, und niemand den angenehmen Zeit-Vertreib mit der Jagd sich zu machen weiß. So bald ein Bassa eine Stelle hat, wird die Helfte seines Solds eingezogen; und so gieng es auch mir, daß ich nur zehen tausend Gulden empfieng. Das war zwar wenig vor den Staat, den ich führen muste. Allein in der Türkey hat ein Gou-

verneur,

verneur, sonderlich wenn er von der Pforte entfernt ist, so unumschrenckte Gewalt, als ein König, daß auch daher nichts als Elend unter dem Volck, und die Anzahl der Einwohner fast durch die gantze Türckey sehr gering ist.

Bey meiner Ankunft wurde ich wie eine Gottheit empfangen. Die Neugierigkeit des Volcks wurde dadurch vermehrt, weil ich ein fremder war. Einige kleine Tartarische Könige besuchten mich, und ich empfieng sie nach dem Türckischen Ceremoniel, ohngefehr so, wie ein General einen Obristen empfängt. Ich überhub mich meines Ansehens und meiner Gewalt nicht, und ob ich gleich ein Muselmann worden, blieb ich doch allezeit der Graf von Bonneval, und nahm nicht mehr, als was zur Ersetzung meiner beschnittenen Einkünfften nöthig war. Es befand sich in diesem Land eine Art von Militz, die zu nichts anders diente, als das Land zu verwüsten, und ohngefehr aus fünffzehen hundert Mann bestund. Ich brachte sie nach und nach in Ordnung, und ließ ihnen ihren Sold richtig auszahlen, daß sie also, zumahlen da die Lebens-Mittel sehr wohlfeil sind, keine Gelegenheit mehr zum Rauben hatten.

Meine Lebens-Art in diesem Gouvernement war etwa so eingerichtet. Den gantzen Morgen widmete ich denen, die mit mir etwas zu reden hatten. Des Nachmittags gienge ich entweder auf die Jagd, oder spazieren. Ins geheim lebte ich auf Französische, und öffentlich auf Türkische Art. An statt daß andere Bassa entweder aus Geitz, oder wegen ihres hohen Rangs fast nie-

mahls

mahls Tafel hielten, ließ ich an meine Tafel die Officiers gedachter Militz, wie auch die vornehmsten Einwohner der Stadt bitten, welchen die bißher noch nie erfahrne Manieren so wohl gefielen, daß sie mir tausend Seegen anwünschten, und so viel mehrere Hochachtung vor mich hatten.

Worinn ich mich am meisten sehen ließ, war die Verwaltung der Gerechtigkeit, indem ich einen Eyd ablegen wolte, daß ich niemahls einen Spruch gethan, der nicht mit der Billigkeit wäre überein gekommen. Es sind Juden und Christen in diesem Land, aber ich kan sagen, daß ich niemahl auf ihre Religion, sondern allezeit auf ihre Klage und die Gründe derselben gesehen. Ich wanderte mein gantz Gouvernement durch, schaffte die bösen Richter ab, oder ließ sie züchtigen; ließ die, welche die Auflagen und Zinse huben, Rechnung ablegen, und gab auff ihre Aufführung so genau acht, daß es nicht mehr in ihrem Vermögen stunde, mit dem Volk Tyrannisch umzugehen; dieses hingegen mich bald ihren Vater nennete. Einige Exempel der Schärfe, die ich bey Gelegenheit sehen ließ, brachten alles in so gute Ordnung, daß ich bald fast niemand mehr bey meiner Audienz sahe. Ich ließ einen Griechischen Pfaffen, gegen welchen bewiesen worden, daß er unter dem Vorwand, die Gabe der Keuschheit mitzutheilen, in Zeit in acht Tagen, drey und dreyssig Jungfern geschändet, entmannen. Ich suchte, so viel möglich, das Schicksal der Sclaven erträglicher zu machen, und machte die Verordnung, daß wenn sie entweder wegen übeler Tractamen-

ken oder aus Mangel der Nahrung oder der Artzeney-Mittel stürben, ihre Herrn davor stehen solten. Ich bemühete mich auch, zu verhindern, daß die neugebohrne Kinder nicht so offt mehr hingeleget würden; und verordnete, daß man denen Jüden oder Christen, nach befinden der Umstände eine Geld-Strafe auflegen, denen Türken aber die Frau, von welcher sie, das hingelegte Kind hätten, wegnehmen solte.

Ihre Heyrathen gaben mir viel zu schaffen. Die Weiber haben in dergleichen Sachen, das Recht auszugehen und vor dem Richter ihre Klagen vorzubringen. Wenigstens ist es der Gebrauch in dem Land, wo ich war. Sie kommen in Begleitung ihres Vaters oder ihres Bruders, mit einem grossen Schleyer vom Kopf biß auf die Füsse bedeckt, und der Mann muß ihnen nachfolgen. Unter andern kam einmahl eine vor mich, die mir viel Freude machte. Dieser Mann, den ihr vor euch sehet, sagte sie zu mir, hat zwölf Weiber, in derer aller Namen ich jetzo rede. Er hält uns alle sehr wohl, daß wir selbsten nicht wissen, welche unter uns er am meisten liebt; allein er hat mehr unternommen, als er zu leisten im Stand ist, und hätte an einer gnug. Er kommt alle acht Tage einmal zu einer unter uns, daß etwa das Jahrs die Reihe viermal an eine kommt. Der Beweiß, daß wir Ursache haben, uns zu beklagen, ist daß noch keine unter uns jemahls schwanger gewesen oder würcklich ist, ohnerachtet die älteste unter uns kaum sechs und zwantzig Jahr hat. Wir bitten, daß er sich eine unter uns aus-

suche,

suche, welche er behalten will, und den andern die Freyheit gebe, sich anderswo zu versehen. Wir sind im übrigen mit seinen guten Manieren so zu frieden, daß eine jede unter uns gerne dreiu willigen, bey ihm zu bleiben. Ich fragte den Mann, ob dem so wäre, und er gestunde es. Ich entschiede also die Sache zum Vortheil der Weiber, ohne zu untersuchen, ob ihr Verlangen nicht denen Gesetzen zuwider wäre. Der gute Türck war mit meinen Ausspruch zufrieden, wehlte sich die, welche sich beklagt hatte, und schwur bey dem Propheten, daß seine Absicht wäre, wohl mit ihr zu leben.

Es trug sich noch etwas artiges zu von gleicher Art. Eine junge, grosse und wohlgestalte Türkin beklagte sich bey mir, daß ihr Mann, ohne ihm Gelegenheit dazu gegeben zu haben, einen Widerwillen gegen sie gefasset, und nun fast in einem Jahr sie ihn nicht gesehen hätte, da sie doch wie sie glaubte, nicht so fürchterlich aussähe, und zu gleicher Zeit ließ sie ihren Schleyer fallen. Der Gebrauch in der Türckey ist, daß wenn eine Frau sich in Gegenwart ihres Mannes von andern sehen läßt, solches angesehen wird, als ob sie ihn verstiesse, und er sie, ohne sich zu verunehren, nicht wieder annehmen kan, sondern gemeiniglich demjenigen überläst, dem sie sich gezeiget hat. Ich wuste von diesem Gebrauch nichts. Doch nachdem man mich davon unterrichtet, nahm ich das Geschenck, welches mir diese liebenswürdige Person von sich selbsten gab, gerne an. Sie gestunde mir, daß sie sich aus keiner andern Ursach ent-

schlossen hätte, sich zu beklagen, als weil sie durch das Fenster-Gitter ihres Zimmers, mich öfters hätte sehen auf die Jagd gehen, und mein gutes Ansehen und meine Geschicklichkeit im reiten ihr gefallen, und sie gehoffet hätte, daß ich sie glücklich machen würde. Ich nahm sie auf, und gab ihr drey oder vier Gesellinnen, nicht so wohl um meine Lust zu vermehren, als ihr eine Gesellschafft zu geben.

Nachdem ich etwa drey oder vier Monat in meinem Gouvernement war, entstund zu Constantinopel ein Aufruhr. Die Janitscharen welche gebraucht wurden, um einige Plätze in Ungarn und Siebenbürgen zu bevestigen, beklagten sich, daß man sie wie Sclaven arbeiten ließ, und ihnen nichts weiter als ihren gewöhnlichen Sold reichte, und endlich kam es zu einer offenbaren Empörung, in welcher sie ihre vornehmsten Officiers umbrachten, an deren statt andere erwehlten und nach Constantinopel giengen, woselbst ihre Cameraden sich zu ihnen schlugen. Im Serrail war eine starke Parthey gegen Achmet, und hielte es mit seinem Bruder, der sich dieser Gelegenheit bediente, auf den Thron zu steigen. Die Janitscharen wurden auf seine Seite gebracht, verursachten erschreckliche Unordnungen, und forderten die Köpfe unterschiedener Bassen, und man muste ihnen alles einwilligen, daß endlich Achmet abgesetzet, und in eben das Gefängniß, in welchem er seinen Bruder seit vielen Jahren her verwahren ließ, eingesperret wurde. Die Pforte

bekam ein ander Ansehen, und die Regierung kam in andere Hände.

Ich empfunde nichts von dieser Veränderung, und weil ich entfernet war, und folglich keines Parthey angenommen hatte, wurde ich ruhig gelassen, und durch den neuen Divan in meiner Bedienung bestätiget. Die Unruhe aber fieng bald wieder an. Soliman, den die Janitscharen erhoben hatten, sahe wohl, wie nöthig es um seiner eigenen Person willen sey, sie zu verhindern, daß sie ins künftige sich nicht empöreten. Sie merkten aber sein Vorhaben gar bald, daß auch der Groß-Vezier, ihr Aga und viele andere hohe Officiers ihrem Unwillen aufgeopffert wurden. Achmet machte sich diese Unordnungen zu nutz, und bestieg den Thron wieder aufs neue. Um dieser unruhigen Militz nun etwas zu schaffen zu geben, kündigte er den Persern den Krieg an. Diese Unruhen verursachten, daß ich bey nahe zwey Jahr in meinem Gouvernement bleiben muste. Endlich wurde ich zur allgemeinen Betrübniß des Volcks nach Constantinopel zurück geruffen. Ich brachte zwar keinen Reichthum mit aus diesem Lande, doch die Hochachtung und Liebe aller Einwohner, die mir bey meiner Abreise die ansehnlichsten Geschencke brachten, deren ich aber keines annahm.

Man wuste meine Aufführung, die von den wenigsten mögte nachgeahmet, aber auch nicht konte gescholten werden. Ich wurde wohl empfangen, wegen des vorhabenden Kriegs um Rath gefraget, und genöthiget die von mir geforderte

forderte Verzeichniß aufzusetzen. Die Unternehmung war kürtzlich, und der Haß der Truppen daher zu besorgen, weilen man unzehlich viele Verbesserungen und Veränderungen hätte vornehmen müssen, um sie in einen guten Stand zu setzen. Obgleich diese Nation an sich selbst zum Kriege geneigt ist, und fast beständig die Waffen in Händen hat, so ists doch unbegreiflich, wie wenig sie zum Kriegs-Wesen angeführet ist, und wie schlecht sie die Kriegs-Kunst verstehet. So weit sich auch das Ottomanische Reich erstrecket, wird man doch wohl nicht so viel regulirte Truppen darinnen antreffen, als in Frankreich. Alles überhaupt bestehet in denen Janitscharen, die ohngefehr fünfzig tausend Mann ausmachen, und in fünfzehn biß zwanzig tausend Reutern, in allen Provinzen solte eine ansehnliche Menge Soldaten seyn, aber überall findet man wenig. Den Bassen ist diese Sorg aufgetragen; weilen aber das zur Bezahlung dieser Soldaten in ihrem Gouvernement bestimmte Geld durch ihre Hände gehet, und sie sich in ihrem Stand nicht anders behaupten können, als durch Geschenke an diejenige, welche in dem Serrail oder in denen Divanen herrschen, so kan mann leicht erachten, daß sie den grösten Theil dieses Gelds vor sich behalten. Alle Jahre schicken sie dem Groß-Vezir ein Verzeichniß derer in ihrem Bezirk befindlichen und im Sold des Groß-Sultans stehenden Truppen. Das Verzeichniß hat seine Richtigkeit, indem in der That so viel tausend Mann in Diensten angenommen, aber nicht würcklich darinnen stehen,

und biß auf eine sehr kleine Anzahl, die sich in der Haupt-Stadt des Gouvernements, oder in einigen Vestungen und Schlössern aufhalten, gar nicht bezahlet werden, und folglich in ihren Dörfern und Wohnungen zerstreuet sind, und niemahls zusammen gezogen und exerciret werden, also daß, wenn man sie marschiren läst, sie so neu und so schlecht abgerichtet sind, als andere, die man in der Geschwindigkeit wirbt, um die Zahl voll zu machen.

Uberdis sind diese Trüppen nichts anders, als ein haufen der nichtwürdigsten Leute aus einem jeden Volck. Diejenigen, welche im Stand sind, dem Bassa oder seinen Officierern etwas zu verehren, sind allezeit Marsch-frey. Fast niemand oder doch gar wenige begeben sich freywillig darunter; man schickt sie fast nackend und ohne Waffen fort; und nebst dem, daß sie einen weiten Weg zu marschiren haben, weiß man nichts von Etapen, so daß die meisten vor Elend, Verdruß und Müdigkeit umkommen. Wann sie zur Armee kommen sind, dienen sie zu nichts anders, als die Zahl voll zu machen, und dem ersten Sturm der Feinde entgegen gesetzt zu werden. Auf solche Weise sind zwar die Türckischen Armeen starck an der Menge, aber deßwegen doch von geübten Truppen wenig zu fürchten. Unter fünfftzig tausend Frantzosen oder Teutschen sind mehr Soldaten als unter zwey hundert tausend Türken.

Die Janitscharen selbsten, welche die vornehmste Militz des Ottomannischen Reichs und der

Kern

Kern seiner Armeen sind, sind doch nicht, was sie seyn solten. Sie sind starck an der Zahl, aber ohne Ordnung und ohne Disciplin. Sie sind nicht in Regimenter eingetheilt, sie wissen nichts von Bataillonen, und haben keine Granadierer unter sich. Die Officiers, welche durch nichts anders als durch ihren Rang von andern unterschieden sind, werden wenig geachtet, und ihr Exempel hat bey weitem nicht den Nachdruck als das Exempel eines französischen oder teutschen Officiers, dessen vornehmes Herkommen bey dem Soldaten so viele Hochachtung erwecket, als das Recht, das er hat, ihm zu befehlen. Diese Janitscharen sind schlecht bewaffnet; ihre Türckische Kleidung, schickt sich nicht zum Krieg, zu Marschen und Schlachten; man gewöhnt sie zu harter Arbeit, schwere Lasten zu tragen, und Hunger und Durst zu leiden; aber mit den Waffen recht umzugehen, ihre Glieder vest zu schliessen, und die gehörige Exercitia ordentlich und ohne Verwirrung zu machen, da gedenckt man nicht an, sie darinnen zu üben. Ich sage nicht zu viel, wenn ich sage, daß fünf Kaiserliche Regimenter, die gemeiniglich zehen tausend Mann ausmachen, allezeit zwantzig tausend Janitscharen überlegen seyn werden.

Ausser dieser regulirten Militz sind noch andere, die noch weniger taugen, als diese, und die niemalen im Stand gewesen, der Schlacht wieder aufzuhelfen, wenn die Janitscharen einmal schlagen waren. Ja man kan sich die gewisse Rechnung machen, daß wenn die Janitscharen ein-

mal in Unordnung gebracht worden, die andern auch nicht Stand halten werden. Dieses an sich selbsten allzugrosse Corpo kan ohne die gehörige Eintheilungen und Zwischen-Raume sich kaum halten, wenn einmal darauf loß gedrungen und es angegriffen wird, wordurch die Unordnung so groß wird, daß nicht mehr zu helfen ist.

Was die Cavallerie anlangt, so wird solche von den Türken selbst nicht geachtet; und das ist alles, was man von ihr sagen kan. Sie bestehet aus einem unordentlichen Haufen, der kaum weiß sich in Escadron zu stellen, und ordentlich zu schargiren, noch weniger sich wieder zu versammlen. Mit einem Wort, weder Menschen noch Pferde sind abgerichtet, und man bekümmert sich auch nicht darum.

Der Mangel an Edelleuten ist die Quelle aller dieser Unordnungen. Man weiß nichts von Edelleuten in der Türkey; nur allein die regierende Familie wird höhern Standes geachtet; alle übrigen sind gleich, und haben keinen Rang, den sie nicht durch den blosen Willen des Oberhaupts wieder verlieren können. Der Sohn eines in Ungnad gefallenen und abgesetzten Officiers (welche beyde Stücken in der Türkey gewöhnlich beysammen stehen) wird wieder, was sein Groß-Vater oder Vater gewesen war, und daß, ohne fast darauf zu achten. Die meisten Bassen sind entweder selbst Sclaven gewesen, oder sind Sclaven-Söhne.

Man darf hieraus nicht den Schluß machen, daß sie Leute von Verdienst wären. Es gibt de-

ren wohl einige, aber gewißlich sehr wenige. Gleichwie jedermann, so bald er nur Schutz findet, das Recht hat, nach hohen Aemtern zu trachten, so ist gewißlich kein Hof in der Welt, wo mehrere Intriguen gespielt werden. Das Frauenzimmer, ob es gleich sämtlich in denen Serrails des Groß-Sultans, oder seiner vornehmsten Minister eingesperret ist, hat den grösten Theil daran, und wenden die Nächte, die sie bey ihren Gemahlen zubringen, mehr dazu als zur Ergötzung an. Fast alle diese Weibs-Personen sind Sclavinnen, und suchen durch ihr Ansehen ihre Famille, und die, welche sie dahin gebracht, empor zu bringen.

Ich erinnere mich bereits gedacht zu haben, daß mein bester Freund, den ich in diesem Land habe, mir den Rath gegeben, eine Jungfer in das Serrail des Groß-Sultans zu schaffen, um dadurch eine Stütze in demselben zu bekommen. Ich war diesem Rath nachkommen. So bald ich in meinem Gouvernement ankam, ließ ich meine erste Sorge seyn, die schönste Person, die man nur finden könte, aufsuchen zu lassen. Ich hatte das Glück, daß man in einem mitten im Wald gelegenen Dorf, ein junges Mägdgen von vierzehen oder fünfzehen Jahren gefunden hatte, dem Landes-Gebrauch gemäß, ließ ich sie für den Groß-Sultan fordern. Ich hätte sie zwar können wegnehmen lassen, allein ich wolte mich lieber mit ihren Eltern vereinigen, daß sie mir solche vor eine Summe von ohngefehr sechs hundert Gulden zukommen liessen. Sie waren Mahometaner,

 denn

denn um alles in der Welt hätte ich Christen oder andern, welche vermöge ihrer Religion diesen Gebrauch für ein Laster ansehen können, keine Gewalt anthun wollen. Ich schickte sie nach Constantinopel, und mein Freund brachte sie in das Serrail. Allein die darzwischen gekommene Empörungen warfen alle meine Hofnung übern haufen. Sie ist noch würcklich im Serrail. Sie ist jung, und man versichert mich, daß ihre Schönheit vollkommen worden, vielleicht wird sie auch in Gnade kommen.

Ich komme wieder auf das Memorial, das man mir anbefohlen hatte auffzusetzen. Ich würde mir unzehlich viele Feinde gemacht haben, wenn ich alle Unordnungen, die einer Verbesserung brauchten, umständlich hätte durchgehen wollen. Ich grif also die Sache auf eine solche Weise an, daß ich sie, ohne davon zu reden, zu erkennen gab. Es ist mir leichter, das Memorial selbst anzuführen, als den Inhalt desselben zu erzehlen. Ich füge es also hiebey wie ich es überreichet.

Memorial an den Sultan, überreichet durch den Bassa von Bonneval.

„ DEr unterthänigste Gehorsam gegen die ho-
„ hen Befehle Seiner Hoheit, bewegen
„ den allerunterthänigsten unter Dero Untertha-
„ nen, den Bassa von Bonneval, denenselben
„ diese Schrifft zu überreichen, welche einige
„ Anmerkungen enthält, die eine langwierige
„ Erfahrung in denen Kriegs-Diensten ihm an

„ Han-

„ Handen gegeben. Er unterwirft sie alle der ho-
„ hen Weisheit, welche alles Unternehmen Sei-
„ ner Hoheit regieret und beglücket.

„ Der Bassa von Bonneval hat von seiner zar-
„ ten Jugend auf die Waffen getragen, und sich
„ beständig beflissen, eine genaue Erkänntnis aller
„ Theile des Kriegs-Wesens zu erlangen, wozu er
„ auch durch seinen Fleiß gekommen. Er wird al-
„ les, was er gelernet, umständlich beschreiben.

„ Unter allen Bedienungen, welche ein Mensch
„ haben kan, erfordert die General-Stelle die mei-
„ ste Geschicklichkeit. Er muß grossen Verstand
„ und grossen Muth haben, und das Land, wo der
„ Krieg geführet wird, wie auch die Vortheile,
„ die er aus seiner Lage haben kan, auf das genau-
„ ste kennen. Er muß seine Truppen, die comman-
„ dirende Officiers u. ihre besondere Eigenschaf-
„ ten kennen, und derselben sich zu bedienen wissen.
„ Er muß ferner, so viel nur möglich, die feindli-
„ che Armee, so gut als seine eigene, und nicht nur
„ die Anzahl ihrer Truppen, sondern auch die Ge-
„ müths-Beschaffenheit derer, die sie commandi-
„ ren, und sonderlich des Generals kennen und wis-
„ sen. Denn es ist nicht gnug, daß er selbst auf die-
„ se oder jene Unternehmungen bedacht ist, sondern
„ er muß auch vorher sehen und errathen, was sein
„ Feind unternehmen kan, und nicht nur seinen ei-
„ gen Zweck zu erreichen, sondern auch des Fein-
„ des Absicht zu hintertreiben bedacht seyn.

„ Es wäre zu wünschen, daß alle General-
„ Officiers fast gleiche Geschicklichkeit hätten,
„ wie ihr Haupt, und die meisten im Stand
„ wären, seine Stelle zu ersetzen. Allein die Ge-
„ schicklich ist zu groß, daß sie bey allen solte an-
„ getroffen werden.

„ So wie der General besorgt seyn soll, die
„ Verdienste der hohen Officiers, die mit ihm
„ das Commando der Armee führen sollen, auf
„ das genauste kennen zu lernen; so sollen auch
„ diese sich bemühen, die unmittelbar unter ih-
„ rem Commando stehende Subalternen kennen
„ zu lernen, um sie zu rechter Zeit, und nach ih-
„ rer Tapferkeit und Geschicklichkeit gebrauchen
„ zu können. Dadurch wird ein Eifer unter ih-
„ nen, und unter den Soldaten selbst erwecket,
„ daß ein jeder seine Pflicht beobachtet, und sich
„ vor andern hervor zu thun suchet; alle insge-
„ samt aber, wenn sie sehen, daß sie wohl ge-
„ führet werden, und nun vor den Feind gehen
„ sollen, sich einbilden, daß sie zum Siege gehen.
„ Durch die übele Wahl der Generalen, wäre
„ das frantzösische Reich in dem Krieg wegen der
„ Succeßion in der Spanischen Monarchie, fast
„ übern haufen geworfen worden. Das Otto-
„ mannische Reich hat dergleichen nicht zu be-
„ fürchten, indem es von der höhern Weisheit
„ Seiner Hoheit regieret wird, welche alles be-
„ obachtet, was zu dero Herrlichkeit und Vor-
„ theil gereichen kan.

„ Zu diesen allgemeinen Anmerkungen füget
„ der Bonneval eine umständliche Beschreibung

„ bey,

„ ben, von der Art, wie die Franzosen und Teut-
„ schen ihre Armeen aufrichten, üben und an-
„ führen.
„ Erstlich, so nehmen die meisten Soldaten
„ freywillig auf gewisse Jahr Dienste an, nach
„ deren Verlauf ihnen frey stehet, selbige wie-
„ der zu verlassen. Diese freywillige Soldaten
„ verrichten ihre Dienste mit Lusten, und wenn
„ sie ja anfangen, verdrießlich zu werden, so
„ werden sie doch durch die Versicherung, daß
„ ihre Dienste ein Ende nehmen, wieder aufge-
„ muntert, ja viele nehmen, wenn ihre Zeit um
„ ist, aufs neue wieder Dienste an. Man fin-
„ det daher allezeit so viel man nöthig hat und
„ noch mehr als man annehmen kan. Man
„ schlägt in den grossen Städten die Trommel,
„ trägt die Bedingungen der Dienste vor, und
„ verspricht einige Pistolen Hand-Geld, die man
„ auch würklich bezahlet. Wenn nur der Offi-
„ cier vor welchen geworben wird, den Nahmen
„ hat, daß er großmüthig ist, und die Soldaten
„ liebet, so ist sein Regiment bald complet, und
„ jedermann lauft zu. Diese neugeworbene Sol-
„ daten werden mit aller ersinnlichen Sorgfalt
„ geübt, ihre Waffen wohl zu führen, ihre Glie-
„ der zu schliessen, und alle nöthige Bewegungen
„ zu machen
„ Vors andere ist die Anzahl der Officier sehr
„ groß, sonderlich unter den Frantzosen. Uber
„ hundert Mann Fuß-Volck zum Exempel,
„ ist ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Un-
„ ter-Lieutenant, ein Fähndrich, viele Sergean-

„ ten,

„ ten, Corporals und andere Unter-Officier,
„ deren immer einer unter dem andern stehet,
„ so daß fast unter fünf Mann immer einer ist,
„ der die übrigen vier commandiret. Eben so
„ ist es auch unter der Cavallerie beschaffen. Uber
„ viertzig oder fünfzig Reuter, sind wenigstens
„ zehen Officier gesetzt, nemlich ein Rittmeister,
„ ein Lieutenant, ein Unter-Lieutenant, ein
„ Cornet, ein Quartier-Meister, einige Briga-
„ diers und Unter-Brigadiers.

„ Aus diesem Haufen werden Compagnien,
„ und aus den Compagnien Regimenter gemacht.
„ Ein Regiment Cavallerie, bestehet gemeinig-
„ lich aus drey oder sechs hundert Mann, und
„ zwey oder vier Escadronen. Eine jede Esca-
„ dron bestehet aus hundert und fünfzig Pfer-
„ den; fünf und zwantzig neben einander gegen
„ sechs in der Tiefe. Die Officiers nehmen die
„ erste Reihe ein. Die Regimenter Infanterie
„ bestehen ohne die Officier, aus tausend oder
„ zwey tausend Mann, und werden in Batail-
„ lonen eingetheilet. Eine Batallion bestehet
„ aus sechs hundert Mann, fünfzig neben ein-
„ ander gegen zwölf in der Tiefe. Die Officier
„ nehmen ebenfals die erste Linie. Diese Ba-
„ taillonen und Escadronen werden angeführet,
„ ihre nöthige Bewegungen ohne Unordnung zu
„ machen, um dem Feind von allen Seiten, wo
„ sie angegriffen werden, allezeit Widerstand
„ thun zu können.

„ Ausser den Officiern einer jeden Compagnie
„ sind noch andere, welche das gantze Regiment

„ com-

„ commandiren, als der Obriste, der Obrist-
„ Lieutenant, Major und Adjutant. Diese bey-
„ de letztern sind eigentlich über die Policey und
„ Kriegs-Disciplin eines Regiments gesetzt. Bey
„ einer Action stehet der Obriste vornen an, vor
„ seinem Regiment, der Major und Adjutant
„ stehen hinten, und gehen beständig an den Sei-
„ ten herum, um die Escadron oder Bataillon
„ in Ordnung zu erhalten, und zu verhindern,
„ daß niemand davon weichet.

„ Durch die Menge der Officiers, werden die
„ Truppen gut und standhaft gemacht. Die
„ Officiers, vom Obristen biß auf den Fändrich
„ und Cornet, sind Edelleute, wie man sie in
„ Occident nennet, das ist, solche Personen, de-
„ ren höchstes Gesetz die Ehre ist, und welche
„ alle lieber den Todt erwehlen, als sich zaghaf-
„ tig und furchtsam finden zu lassen, oder aber
„ wenn sie in diesen Haupt-Puncten fehlen, sich
„ Lebenslang nicht dürfen sehen lassen. Diese
„ durch ihren Stand von andern unterschiedenen
„ Personen nehmen alle Kriegs-Dienste an, und
„ wird man wohl wenige finden, die nicht in den
„ Krieg gehen, oder wenigstens einigen Feld-
„ Zügen beywohnen. Wann es Noth ist, sind
„ alle verbunden, sich aufzusetzen und auf ihre
„ Kosten zu dienen, um welcher Ursachen wil-
„ len sie von den gewöhnlichen Auflagen frey sind.
„ Die übrigen unter dem Volck haben alle Hoch-
„ achtung vor sie, und sehen sie, als solche an,
„ die das Recht haben sie zu commandiren.
„ Diese Hochachtung ist unter den Soldaten

„ noch

„ noch grösser, die, wann sie sehen, daß solche
„ Personen, die weit höher sind, als sie, weder
„ Gefahr noch Tod scheuen, sich nicht unterste-
„ hen würden, ihnen ungehorsam zu seyn, oder ih-
„ nen nicht nachzuahmen. Mit dem Adel in
„ Teutschland ist es eben so beschaffen, wie in
„ Frankreich; und das macht auch die Völker
„ des teutschen Kaisers gut.

„ Alle diese Regimenter, welche die Bataillo-
„ nen und Escadronen machen, und woraus die
„ Armeen der Occidentalischen Fürsten bestehen,
„ werden durch die Namen der Provinzen, wo
„ sie geworben worden, oder der Obristen die
„ sie commandiren, voneinander unterschieden;
„ auch unterschiedlich gekleidet, daß man sie an
„ der Farb ihrer Kleidung oder ihrer Aufschläge
„ erkennet. Ein jeder Officier bemühet sich schö-
„ ne Leute zu haben, und sie sauber zu halten.

„ Diese Regimenter eifern unter einander;
„ wenn sich eines in einer Schlacht oder einer
„ Belagerung nicht wohl hält, ist es so beschim-
„ pfet, daß man kaum Soldaten findet, die drun-
„ ter gehen mögen. Ein Regiment Cavallerie,
„ welches seine Paucken verliehrt, bleibt dersel-
„ ben beraubt, biß es dem Feind wieder andere
„ abgenommen hat.

„ Sonderlich ist man bemühet, denen
„ Soldaten die Ehre und die Liebe einzu-
„ pflanzen. Die Officier gehen freundlich und
„ gelind mit ihnen um, so daß sie mit Lusten
„ dienen, und nicht leiden, daß ihr Trupp be-
„ schimpfet werde, oder ihren commandirenden

„ Offi-

„ Officiern etwas zu leid geschehe. Wenn die
„ Ordnung, Weisheit und Tapferkeit einmal
„ in einem Regiment eingeführet, bleibt es be-
„ ständig, und die neu angeworbene müssen sich
„ darnach richten, oder werden mit der äussersten
„ Verachtung angesehen.

„ Drittens werden aus diesen Regimentern
„ Cavallerie und Infanterie-Brigaden gemacht,
„ welche gemeiniglich aus fünf Bataillons oder
„ zehen Escadrons bestehen, und deren eine jede
„ von einem General commandiret wird. Durch
„ diese Eintheilung kennet sie das Haupt der Ar-
„ mee, und ist im Stand seine Befehle zu geben
„ und alle diese Corps agiren zu lassen, welche
„ ihre Ordnung im Lager nach ihrem Alter ha-
„ ben. Die Aeltesten haben die Ehren-Posten,
„ das ist, die gefährlichsten, es sey nun bey einer Be-
„ lagerung oder einer Schlacht; von welchem
„ Rang sie sich kaum durch den Befehl ihres
„ Oberherrn bringen lassen.

„ Vierdtens sind ausser der Cavallerie und
„ Infanterie die Dragoner, welche eine leichte
„ Cavallerie sind, und nachdem es die Umstände
„ erfordern, zu Pferd und zu Fuß fechten. Sie
„ sind meistentheils Leute von Famille, die zwar
„ keine Edelleute sind, aber auch nicht von den
„ geringsten. Die Tapferkeit ist so groß
„ unter ihnen, daß man im Sprüchwort sagt,
„ ein Dragoner könne nicht länger als vier Jahre
„ dauren. Ihre Obristen sind gemeiniglich Leu-
„ te vom ersten Rang.

„ Fünftens siehet man in allen diesen unter-
„ schiede-

„ schiedenen Corpo darauf, daß das Haupt wohl
„ bestellt sey. Die besten Leute werden in den
„ ersten Rang und in die Seiten gestellet. Alle
„ Linien einer Bataillon, haben zur Lincken und
„ zur Rechten, Granadirer, welche die aus-
„ erlesenste Leute von einer jeden Compagnie
„ sind. Eben so wird es auch mit denen Esca-
„ dronen der Cavallerie und Dragoner gehalten.
„ Sechstens hat die Artillerie ihre Officiers be-
„ sonders. Man richtet besondere Regimenter
„ auf, die dazu dienen müssen, und übet sie mit
„ grossem Fleiß. Denn ob zwar die Canonen
„ gegen einen Haufen Leute, aus welchen die
„ Armee bestehet, gelöset werden, so geschiehet
„ doch solches mit mehrerer Wirckung, wenn
„ es durch abgerichtete Leute verrichtet wird.
„ Man hat auch Compagnien Bombardirer;
„ welche eben so fleißig, und zu eben dem Ende,
„ wie die Canonirer, geübet werden. Zu diesen
„ kommen noch die Ingenieurs, deren Amt ist,
„ das Lager zu verschantzen, die Wercker bey einer
„ Belagerung abzuzeichnen, und die Batterien
„ von Canonen und Mörser aufzurichtet.
„ Siebendens marschiret die Armee so, daß
„ sie allezeit bereit ist, zu schlagen, und ein jedes
„ besonders Corpo hält sich in seinem Rang.
„ Wenn man ins bestimmte Lager kommt, stellet
„ man sich in Ordre de Betaille, und legt das
„ Gewehr nicht eher ab, biß man alle Gegenden
„ entdecket. Und wenn man sich da aufzuhalten
„ gedencket, verschanzet man sich auf der Seite,
„ wo der Feind kommen könte, und bemächtiget

„ sich

„ sich der benachbarten Schlösser und engen We-
„ ge, sonderlich derer, die zur Bedeckung der
„ Zufuhr dienen können. Diese abgesonderte
„ Posten haben durch die fleissige hin und wieder
„ ausgestellet Wachen, unter einander und mit
„ der Armee Communication. Ein aufmercksamer
„ General stellte die Wachen selbst aus, und be-
„ suchet sie fleissig; worauf gewißlich öfters das
„ Glück einer Armee ankommt.

„ Achtens, wenn auf solche Weise das Lager
„ gegen den Uberfall des Feindes gesichert ist, und
„ anders der Posten an sich selbsten schlecht und
„ nicht gnug verschantzet ist, um den Feind zu er-
„ warten, pfleget man einen Platz anzuweisen,
„ wo ein jedes Corpo ohne Unordnung sich ver-
„ sammlen, und die ihm angewiesene Stelle ein-
„ nehmen kan. Uberhaupt davon zu reden,
„ wenn der Feind nicht mächtiger ist, sol man ihn
„ nicht leicht in Linien oder Verschantzungen, die
„ er an vielen Orten auf einmal angreiffen kan,
„ erwarten, ohne daß man wisse, wo er seine
„ meiste Stärcke anwenden werde. In denen
„ viertzig Jahren, da der Bassa von Bonneval
„ in Kriegs-Diensten stehet, hat er allezeit wahr-
„ genommen, daß eine in Linien oder Verschan-
„ zungen angegriffene Armee ist geschlagen wor-
„ den.

„ Neundtens kommt es bey einer Armee haupt-
„ sächlich darauf an, daß man alles wisse, was
„ in der Feindlichen Armee vorgehet, und von
„ ihren Unternehmungen, von der unter ihnen ge-
„ haltenen Ordnung, von ihrer Wachsamkeit

„ und Fleiß, von der Zeit, wann sie aufbrechen
„ werden, und dem Ort, wo sie ihr Lager aufzu-
„ schlagen gedencken, genaue Nachricht habe.
„ Und wo es möglich, muß so gar kein Detache-
„ ment versendet werden, davon man nicht wisse,
„ wozu es bestimmet ist. Solche nöthige und
„ nützliche Nachrichten zu erhalten, hat man
„ viele Mittel. Erstlich muß man gute Spionen
„ halten. An denen kan es einem nicht fehlen,
„ wenn man sie nur wohl bezahlt. Diese Leute
„ gehen unter allerhand Vorwand ins Feindliche
„ Lager, und wenn sie nur Nachsinnen haben,
„ können sie bald mercken, was man im Schilde
„ führet; und wenn man alsdann ihre unterschie-
„ dene Nachrichten gegen einander hält, siehet
„ man leicht, woran man sich halten soll. Das
„ andere Mittel ist, daß man öfters Partheyen
„ ausschicke, welche so nahe als nur möglich, an
„ die Feindliche Armee rücken. Die Gefange-
„ nen, welche sie mitbringen, können einem öf-
„ ters grosses Licht geben; auch die Innwohner
„ des Landes, wenn man sie schonet, können sehr
„ nützlich seyn.

„ Zehendens, so ist es sonderlich, wenn man im
„ Begriff ist, eine Schlacht zu liefern, von gros-
„ ser Wichtigkeit, und liegt gar vieles daran,
„ daß man die Beschaffenheit des Feindes wis-
„ se, und sich darnach richten könne. Es mag
„ kosten, was es will, so muß man sich bemühen
„ zu erfahren, wohin er seine besten Truppen
„ stellt, ob er nicht einen seiner Flügel entblöset,
„ um den andern, oder die Mittlere Truppen zu

„ verstär-

„ verstärcken; ob die Lage des Landes ihme nicht
„ Gelegenheit gibt, einige Bewegung zu ver-
„ bergen, und an einem schwachen Ort, plötzlich
„ und mit mehrer Stärcke, als man sich einge-
„ bildet, den Angriff zu thun. Durch Erman-
„ gelung dieser Aufmercksamkeit der Generalen,
„ wurden die Frantzosen bey Höchstädt und Ra-
„ milly geschlagen.

„ Zum eilfften muß man genau auf die Ordnung
„ acht geben, wie die Truppen, welche den An-
„ griff thun sollen, gestellet sind. Wenn die Front
„ dicht geschlossen ist, muß man sich alsbald eben
„ so stellen. Ein Exempel wird das erläutern,
„ was der Bassa von Bonneval sagen will. Bey
„ Ramilly machte der Engelländische General ei-
„ ne dicht geschlossene Front von seiner Cavallerie;
„ der Frantzösische General versäumte dergleichen
„ zu thun, und verursachte also durch diese Nach-
„ lässigkeit, daß ein Theil selbiger Front durch die
„ Zwischen-Raum seiner Escadronen eindrung,
„ sie auf der Seiten und von hinten Angriff und
„ völlig schlug.

„ Zum zwölfften, so ist wohl der sicherste Weg,
„ die Truppen zum Kriegs-Wesen anzuführen,
„ und in ihnen Muth und Vertrauen zu erwecken,
„ daß man sie offt auf Partheyen ausschicke. Das
„ nennt man den kleinen Krieg. Man gibt de-
„ nen, welche sich zu solchen Streifereyen anbie-
„ ten, einen tapfern und klugen commandiren-
„ den Officier. Bey solcher Gelegenheit lernet
„ man das Land genau kennen, und alle Vor-
„ theile der Lage sich zu nutz zu machen; Hinter-

D 2 „ halt

„ halt zu stellen, und sie zu vermeiden, und in ei-
„ nem engen Weg Stand zu halten; Man ler-
„ net ferner, wie viele Wachsamkeit und Auf-
„ merksamkeit man brauchen müsse, daß man nicht
„ überfallen werde. Man muß nothwendig
„ tapfer seyn, und öfters mit einer grösseren
„ Anzahl fechten, und sich durchschlagen. Der
„ Nutzen, den man dabey findet, macht, daß man
„ die Beschwerlichkeit erträget, und die Gefahr
„ verachtet. Wann dieser kleine Krig wohl ge-
„ führet wird, und der General von den Feind-
„ lichen Bewegungen, Nachricht hat, und da-
„ für sorget, daß die ausgehende Partheyen stär-
„ cken seyen, als die, welche sie antreffen können; so
„ werden nicht nur durch diese kleine Schlachten eine
„ grosse Menge Feinde aufgerieben, sondern auch
„ die Soldaten durch die fast beständige Vorthei-
„ le, die sie davon tragen, angefrischet, ihren Feind
„ nicht mehr zu fürchten, sondern vielmehr zu ver-
„ achten. Ja eine gantze Armee wird dadurch
„ aufgemuntert, und zu einem solchem Eyfer und
„ Muth erwecket, daß man sich den Sieg fast ge-
„ wiß versprechen kan.

„ So weit gehen die Anmerckungen des Bassa
„ von Bonneval. Er setzet noch überhaupt die-
„ ses hinzu, daß die Güte einer Armee nicht in
„ der Menge, sondern in der Kriegs-Zucht, der
„ Ubung, der Ordnung, der Geschicklichkeit der
„ vornehmsten Generalen, der Menge anderer
„ Officier, und die Hochachtung, welche der ge-
„ meine Soldat gegen sie haben muß, bestehet.
„ Der berühmte Alexander hat das Orientali-

„ sche

„ sche Reich mit gar wenigen Leuten erobert.
„ Zehen tausend Griechen giengen ehedessen in ihr
„ Land, gegen hundert tausend Perser, die sie
„ von allen Seiten umgaben.

„ Der Krieg ist eine der schwersten Künsten
„ Solchen glücklich zu führen, ist Tapferkeit und
„ unerschrockener Muth nicht gnug, sondern man
„ muß auch Art und Weise wissen, wie man
„ die Sache anzugreiffen habe. Fehlt diese, so
„ mag man noch so viele und tapfere Soldaten
„ haben, man wird doch nichts ausrichten kön-
„ nen, und ihre Tapferkeit und Menge wird
„ vielmehr den Schaden vermehren.

„ Je mehr der Bassa von Bonneval die Weit-
„ läufftigkeit und die Macht des Ottomanischen
„ Reichs betrachtet, desto mehr wundert er sich,
„ daß keine Macht ihm widerstehen kan. Es
„ sind in demselben unzehlich viele Menschen,
„ welche den Tod verachten, und bereit sind, für
„ die Ehre ihres Ober-Herrn sich aufzuopfern.
„ An Geld, worauf es bey grossen Unterneh-
„ mungen hauptsächlich ankomt, fehlt es nicht.
„ Und ohneracht dieser grossen Vortheile, haben
„ seit vielen Jahren die Christen nicht allein sich
„ vertheidiget, sondern noch überdis in Ungarn
„ vieles weggenommen; und nun haben die Mos-
„ cowiter sich unterstanden, unsere Gräntzen an-
„ zugreiffen. Es muß also wohl etwas an den
„ Truppen Seiner Hoheit fehlen, und die Dis-
„ ciplin nach ihrer Menge und Tapferkeit nicht
„ eingerichtet seyn. Diese Disciplin ist zwar an
„ sich selbsten vortreflich, doch aber nicht so be-

„ schaffen, wie der Christen ihre. Also wäre
„ dieses einzige zu thun, daß man ihnen nach-
„ ahmte, ihre Art annähme, und 1.) alle
„ Truppen Seiner Hoheit, wie die Teutschen
„ bewafnet; 2.) in Regimenter, Bataillonen,
„ Escadronen und Brigaden eingetheilet; 3.)
„ Die Officiers vermehret, und so viel es die Re-
„ gierung zulassen kan, von einander unterschie-
„ den; und 4.) einerley Exercitia eingeführet wür-
„ den, daß eine gantze Armee die Bewegungen
„ und Exercitia so geschwind, als ein besonderes
„ Corpo, machen könte, 5.) die Exercitia An-
„ fangs Compagnien-nachgehends Bataillon-
„ und Escadron-Weise gemacht; und 6.) sie
„ endlich zusammen in ein Gefecht eingelassen
„ würden, damit sie lernten, unter einander
„ zu gehen und sich wieder zu versammlen; da-
„ mit die Cavallerie an das Feuer der Infanterie
„ gewöhnt würde, und diese hingegen lernte,
„ sich gegen die Cavallerie zu vertheidigen, und
„ überhaupt damit eines wie das andere lernte
„ mit Standthaftigkeit zu fechten, und ihre Linien
„ geschlossen zu halten.

„ Das ist, was der Bassa von Bonneval aus
„ lauterem Gehorsam und Unterthänigkeit hat
„ aufsetzen wollen, in der Versicherung daß die-
„ se schwache Einsichten gegen die hohe Einsich-
„ ten seiner Hoheit und Dero Divan nicht
„ anders zu achten sind, als das Licht des klein-
„ sten Sterns gegen das Licht der Sonnen. Der
„ Eifer hat seinen Gehorsam angetrieben, und
„ wünschet nichts mehr, als daß er vor die ho-

„ hen

„ hen Wohlthaten, welche Seine Hoheit auf
„ ihn zufliessen lassen, seine Danckbarkeit durch
„ einige Dienste an den Tag legen könte.

Dieses Memorial wurde in vielen Divanen gelesen und untersucht. Ein jeder Bassa wolte ein Copey davon haben, und so kam es bald unter alle Leute. Ich kan sagen, daß es überhaupt Beyfall gefunden, doch fehlte es auch nicht an Wiedersprechungen. Ich hatte niemand im Serrail, der es zu unterstützen suchte. Die Empörungen hatten diejnige, die vor mich besorgt waren, entweder aufgerieben, oder ausser Stand gesetzt, sich meiner anzunehmen. Ich hatte niemand als den Groß-Muphti, der mich noch beschützte; allein was konte er allein gegen die vielen Bassa, die mir zuwieder waren, ausrichten? Je billiger und richtiger sie meine Anmerkungen funden, und je mehr Geschicklichkeit sie an mir wahrnahmen, desto mehr waren sie besorgt, ich mögte Befehl bekommen, die Sache in Stand zu bringen, und mir dadurch den Weg zur höchsten Gnade bahnen. Auf solche Weise hatte mein Memorial damals keine Folge, und schiene gantz vergessen zu seyn; meine Neider verhinderten gar, daß man mir in dem Krieg gegen die Perser keine Bedienung übertragen. Der Groß-Sultan wolte zwar haben, ich solte darinnen dienen; allein man redete mit ihm mit solcher Heftigkeit; daß er ein allgemeines Mißvergnügen seiner vornehmsten Officiers befürchten muste **Er ist ein unbeständiger Kopf**, sagten sie, **und hat sein Vaterland, Franckreich und**

Teutschland verlassen. Er scheinet so hochmüthig als unbeständig zu seyn. Wer weiß, ob er nicht unter den Persern eine ansehnlichere Stelle suchen würde, als er unter uns gefunden hat? Er versteht den Krieg wohl und ist tapfer, aber eben deßwegen ist er um so vielmehr zu fürchten. Wir glauben, sagten sie, daß man ihn nicht sicherer als gegen die Christen gebrauchen kan, von welchen er keine Gnade zu hoffen, nachdem er ihr Gesetze verläugnet hat.

Diese Vorstellungen drungen durch, und meine und meiner Freunde Bemühungen waren vergeblich. Der Groß-Muphti hatte mir einige Gönner gemacht, unter welchen der Seraskier, der Bastangi-Bachi und der Obriste über die schwartzen Verschnittenen waren: Sie suchten meine Bitte zu unterstützen, doch heimlich, aus Furcht, sie mögten sich der andern Haß zuziehen. Der Sultan antwortete ihnen, daß er ihren Wunsch nicht erfüllen könte, und es ihm leid wäre, daß er mir nichts zu schaffen geben könte, ich solte Gedult haben, biß sich der Neid nach und nach gelegt hätte. Saget ihm meinetwegen, fügte er hinzu, daß ich deswegen nicht weniger Gnade vor ihn habe, und wünsche, daß er indessen, da meine Armeen gegen die Perser ziehen werden, die zuruckbleibende Truppen abrichten mögte. Dieses Zeichen der Gewogenheit minderte meinen Verdruß, und munterte mich auf, mir zu meiner Wohnung ein etwa eine halbe Meile von Constantinopel gelegenes Schloß auszubitten. Allem

Anse-

Ansehen nach hatte solches ehedessen einem Minister der Griechischen Kayser gehöret. Es ist alt, aber die Zimmer sind bequem, und die Gärten sehr schön. Die vornehmste Aussicht ist gegen das Meer. Man siehet Constantinopel, und dessen allezeit mit einer unzehlichen Menge Schiffe angefüllten Hafen. Auf der andern Seite ist ein grosses fruchtbares ebenes Land, welches wegen der vielen fruchtbaren Bäume wie ein Garten anzusehen ist. Das Schloß hat schöne Stallung und ein besonders Gebäude das Frauenzimmer zu logieren.

Meine Einkünfte sind vermehret und mir richtig ausgezahlet worden. Bey Gelegenheit der vom Groß-Sultan mir aufgetragenen Commission ward zugleich der Befehl gegeben, mir ein ansehnliches Gnaden-Geschenck zu reichen. Ich wendete solches zur Ausbesserung und Auszierung meiner neuen Wohnung an. Ich bin da besser logirt, als ich jemalen gewesen. Unten habe ich sechs Zimmer neben einander, und oben ebenfals sechs grosse Kammern. Die Küche und andere vor das Gesind gehörige Zimmer sind unter dem Gebäude. Ich hab zwantzig Pferd in meinem Stall. Meine Bedienten bestehen aus fünf und zwantzig Personen, unter welchen sechs Türcken sind, die andern frantzösische oder teutsche Sclaven. Ich lebe hier so, wie ich anderswo gelebt habe. Ein Teutscher hat die Auffsicht über mein Geld, und zeigt mirs an, wenn keines mehr da ist. Mein Koch ist ein Franzoß, und macht mir sehr gut Essen. Mein Freund auf der Insul

Chio, versorgt mich mit Wein, und schickt mir alle halb Jahr einige Fässer. Dieser Wein ist herrlich, und hat mich vom Podagra geheilet. Ob ich schon die sechzig Jahre zurück gelegt habe, befinde mich doch in vollkommener Gesundheit, und es scheinet, als ob das Clima mich wieder jung gemacht, und mir neue Kräffte gegeben hätte. Das einige, woran ich mercke, daß ich alt werde, ist, daß ich vieles von meiner Lebhafftigkeit und Hitze verliere. Nur eine Neigung bleibt mir übrig, die nach allem Ansehen nach nicht eher als mit meinem Leben sich endigen wird, nemlich die Begierde, ein Corpo von dreyßig biß viertzig tausend Mann zu commandiren, und denen, die mir am Kayserlichen Hof so vielen Verdruß erweckt haben, mit Nachdruck zu zeigen, daß man mit meines gleichen nicht so nach eigenem Gefallen ungeahndet umgehen könne, und sie der Sache zu viel oder zu wenig gethan haben.

So bald die nach Persien beorderte Truppen abmarschirt waren; fieng ich an, die in Constantinopel zurück gebliebene zu exerciren. Ich hatte dazu den Platz, Hippodromus genannt, ausersehen. Unter diesen Truppen fande ich viele Franzosen und Teutschen, welche, wie ich, die Türkische Religion angenommen hatten, und mir eine grosse Hülfe waren. Ich ließ sie zusammen kommen. Die meisten hatten gedienet, also daß es mir nicht schwer war, sie in den Stand zu setzen, ihre Cameraden zu unterrichten. Ein jeder nahm eine Parthey von zwantzig und exercirte sie an unterschiedenen Orten. Ich erhielte, daß ihr

Sold

Sold auf einige Asper vermehret wurde. Und während der Zeit der Exercitien, die, welche abgerichtet wurden, ihnen als ihren Officiern gehorsamen müsten. Ich befohl ihnen sonderlich an, viele Gedult zu haben, und alle Freundlichkeit und Gelindigkeit zu bezeigen. Ich selbsten nahm einige Banden vor mich, und richtete sie ab.

Die Türckische Officers pflegen mit ihren Soldaten sehr hochmüthig und hart umzugehen, nicht etwa aus Noth, weil es die Beschaffenheit des Volcks so erfordere, indem diese Leute vielmehr von Jugend auf in der Knechtschafft erzogen, und daher nur allzu gedultig und niederträchtig sind, sondern die Gewohnheit bringt es so mit sich, wie es in Franckreich und Teutschland ehedessen auch so gewesen, und die Officiers gehen mit ihren Untergebenen auf eben die Art um, wie ihre oberste Officier selbst mit ihnen umgehen. Ich gieng gantz anders mit ihnen um; sie hatten weder Schläge noch Schelt-Worte von mir zu besorgen. Ich schmeichelte ihnen, munterte sie auf, redete sie als hertzhaffte Leute an, und theilte zuweilen auch etwas unter denen aus, welche sich durch ihre Fertigkeit und Begierde zu lernen, vor andern hervorthaten. Diese Art mit ihnen umzugehen, welche sie bißher noch nicht erfahren hatten, gefiel ihnen so wohl, daß ich alles, was ich nur wolte, mit ihnen machen konte. Ich beflisse mich ins besondere, die Officiers auf meine Seite zu bekommen, und es gelunge mir auch wenigstens bey den meisten. Ich suchte, so viel möglich, Hochachtung vor ihre Profeßion, und

Freund-

Freundlichkeit und Gütigkeit gegen ihre Soldaten, bey ihnen zu erwecken, und stellte ihnen vor, daß wenn man sie als hertzhaffte und brave Leute tractirte, sie eben dadurch solche Leute würden; und daß es in Ansehen ihrer selbst die höchste Nothwendigkeit wäre sich beliebt zu machen, indem ein Soldat bey jeder Schlacht Gelegenheit finde, sich zu rächen; ich stellte ihnen vor, daß ein Soldat nicht so wohl über die gewöhnliche Kriegs-Straffen, als vielmehr über die Schelt-Worte und hartes Verfahren verdrießlich würde, indem er wohl merckte, daß sie mehr aus Passion und Zorn, als aus Verlangen ihn zu verbessern, und aus Eifer vor die Beobachtung der Kriegs-Disciplin herkämen. Diese und noch mehrere Reden funden Gehör, und wirckten eine augenscheinliche Veränderung.

Nachdem wir also die kleine Haufen abgerichtet hatten, nahmen wir sie hundertweise vor uns. Gantz Constantinopel lief zu. Sonderlich war der Zulauf unendlich groß, als ich eine Bataillon von sechs hundert Mann auffstellte, und man sie nach dem Trommel-Schlag exerciren sahe. In der That ist, wenigstens nach meinem Bedüncken, nichts schöners als die unterschiedene Bewegungen und Veränderungen anzusehen, die eine Bataillon in einem Augenblick machet. Ich stellte darauf zwey gegen einander, sie feuerten auf einander loß, zerstreueten und sammleten sich wieder zusammen. Sonderlich war man vergnügt über ihr geschwindes und gleiches Feuer, da ein jedes Glied, wenn es schoß, nur einen Schuß zu thun schiene.

Mit

Mit Verwilligung Seiner Hoheit, welche ich mit vieler Mühe erhalten muste, ließ ich eine zimlich regulirte Vestung von Erde aufwerfen. Sie hatte ihren verdeckten Weg, einige halbe Monden, und einen Graben. Ich besetzte sie mit vier hundert Mann, um sie zu vertheidigen. Zwey Batailllonen solten sie angreiffen. Die Laufgräben wurden nach den Regeln gemacht. Die Belagerten thaten Ausfälle. Der Anfall geschahe am bedackten Weg, und fande lange Zeit Wiederstand. Die halbe Monden vertheidigten sich nicht so wohl. Die Belagerten capitulirten da man eben im Begriff war, den Graben zu übersteigen. Dieses Exercitium währte von neun Uhr des Morgens biß gegen sechs Uhr des Abends, ohne daß jemand unter den Streitenden oder den Zuschauern wäre verdrießlich worden. Man versichert mich, daß der Sultan selbsten incognito da gewesen, und sich drey Stunden aufgehalten, und das höchste Vergnügen darüber bezeigt hätte. Das ist gewiß, daß er mich zu sich kommen ließ, mir mit den gnädigsten Worten danckte, und denen Belagerten so wohl als denen Belägerern ein ansehnliches Gnaden-Geschenck reichen ließ.

Eben da wir am meisten mit unsern Exercitiis beschäfftiget waren, kam die Zeitung, daß unsere Armee von den Persern geschlagen und zerstreuet worden. Jedermann sagte bey dieser Gelegenheit; wann die Truppen durch den Bassa von Bonneval wären exerciret worden, wären sie nicht geschlagen worden. Man bat mich auch, die

die Cavallerie abzurichten. Und ob ich gleich fast beständig in der Infanterie gedienet, nahm ich doch die Mühe über mich. Dieses Exercitium ist viel schwerer, indem man Menschen und Pferde zugleich abrichten muß. Diese Cavallerie ist schlecht mit Pferden versehen. Die Türckische Pferde sind zu fein, ohngefehr wie die Engelischen Pferde. Man hatte so gar nicht auf die Grösse der Pferde gesehen, sondern alles war unter einander, grosse und kleine und von allerley Gattung. Die Reuter selbst sitzen schlecht zu Pferde, und halten die Steigbügel sehr kurz, damit sie, wie sie sagen, sich desto höher aufrichten, und den Säbel desto gewisser führen können. Weder Menschen noch Pferde konten sich zusammen halten, und ich hatte unendliche Mühe, sie in Escadronen zu stellen, und anzugewöhnen, ihren Rang zu behalten, und ihre Wendungen ordentlich zu machen. Ich richtete sie nach und nach ab, die Pistolen gegen einander loß zu schiessen, mit dem Degen in der Hand auf einander loß zu gehen, und sich wieder zuversammlen, nachdem sie sich durchgeschlagen und von einander getrennet. Ich ließ sie nachgehends mit der Infanterie schlagen. Das war vor die Inwohner zu Constantinopel wieder ein neues Schau-Spiel. Ich ließ ein Bataillon Quarre von zwölf hundert Mann durch sieben biß acht Escadronen angreiffen. Diese Bataillon stellte sich von allen Seiten entgegen, so daß die Cavallerie allezeit zurück geschlagen wurde, und ihr niemals beykommen konte.

Ich brachte etwa vier biß fünff Monat mit diesen

sen Exercitiis zu, und richtete in der Zeit zwölf biß fünfzehen tausend Mann ab. Der Groß-Sultan bezeugte darüber ein grosses Vergnügen, und meine Besoldung wurde ansehnlich vermehret. Endlich wurde nach überreichten vielen Memorialen die Verordnung gemacht, daß die gantze Infanterie, sonderlich die vornehmsten Corps auf Europäische Art solten bewafnet werden, eine Mousquet, Degen und Bajonette haben, und so viel möglich in unterschiedene Truppen eingetheilet, die Officiers vermehret, und aus diesen neuen Eintheilungen die Wohlgestaltesten und Stärksten ausgesuchet und zu Granadierern gemacht werden. Es wurden auf meine Vorstellungen die Gargoussen eingeführet, welche sehr bequem sind, ein desto stärckeres und beständigeres Feuer zu machen. Ich stellte in Ansehen der Cavallerie vor, daß nicht so wohl feine als vielmehr starcke Pferde dazu gehörten; daß ein Reuter mit grossen Stiefeln vester zu Pferd sässe, und das beste Gewehr ein guter starcker Hau-Degen wäre, weilen man indessen, da man den Arm aufhebt, um sich des Säbels zu gebrauchen, von einem geschickten Feind könte übern hauffen gestossen werden, Ich stellte sonderlich mit Nachdruck vor, wie es, menschlicher Weiß davon zu reden, unmöglich wär, daß die Ottomannische Cavallerie der Teutschen, welche grösten Theils mit Cuirassen versehen und gewohnt wäre, standhafftig und unverrückt zu fechten, Widerstand thun könte. Es wurde darauf weiter nichts verordnet, als daß man die Pferde besser aussuchen,

und

und darauf sehen solte, daß sie einander ohngefehr gleich wären.

» Ich muß denen Türcken zum Ruhm nachsagen, daß sie trefflich geschickt sind, gute Soldaten zu werden. Weil sie starck, lehrsam und unterthänig sind, ist es leicht, sie abzurichten, und ich kan sagen, daß ich hierinn nicht mehr Mühe mit ihnen gehabt habe, als mit denen Regimentern, die ich in Franckreich und Teutschland hatte. Nachdem der Feldzug in Persien zu Ende war, kamen die General-Officiers zurück nach Constantinopel, sahen die unter denen von mir exercirten Truppen geschehene Veränderung, und lobten sie zwar öffentlich; allein ihre Eyfersucht und Furcht kamen bald wieder zum Vorschein. Sie gaben zu verstehen, daß der Krieg, den man auf dem Hals hätte, keine Zeit verstatte, zu dergleichen Veränderungen zu schreiten, an welche man nicht eher gedencken könte, als biß man den völligen Frieden hätte. Die würcklich auf eine andere Art exercirte und disciplinirte Truppen würden zu nichts anders dienen, als die Armeen in Unordnung und Zerstreuung zu bringen; Das Ottomannische Reich hätte sich bißher ohne dergleichen neue Manieren behauptet, und würde durch die mächtige Vorbitte des grossen Propheten bey dem Allerhöchsten, sich noch ferner behaupten. Sie suchten so gar die Truppen gegen mich aufzuhetzen, und zu bereden, daß meine neue Art dahin gienge, sie so unter den Gehorsam zu bringen, daß sie an denen Regierungs-Sachen keinen Theil mehr haben würden.

Alle

Alle diese Reden drungen durch, nicht zwar bey denen Soldaten und gemeinen Officier, sondern bey denen vornehmsten Officierern. Sonderlich suchte der Janitscharen-Aga, welcher wol merkte, daß ihre Eintheilung in Regimenter, so viele besondere Corpo machen würde, welche er nicht mehr so leicht zu recht stellen könte, durch seinen Credit und durch seine Freunde die weitere Veränderrung u. Verbesserung zu verhindern; sie erhielten auch, was sie suchten. Die Truppen, die ich abgerichtet hatte, bekamen Ordre, ihre alte Manieren, wieder anzunehmen, und von allem, was ich eingeführt hatte, wurde nur der Gebrauch der Gargoussen und des Bajonets beybehalten. Ich muste diesem Sturm ausweichen, und begab mich auf mein Schloß, aus welchem ich auch die Woche nur einmal kam um meine Aufwartung zu machen. Der Sultan ließ mich heimlich durch den Muphti versichern, daß er mit meinen Diensten vollkommen zufrieden wäre; ich solte mich auf seine Gnade verlassen, es würde die Zeit kommen, da ich die herrlichste Würkung derselben empfinden würde; im übrigen hätte ich einen guten Entschluß gefasset, und solte nur darinnen fortfahren, auch wohl gar vorgeben, daß ich wegen meines Alters und meiner Gesundheit nicht gedächte, um eine Bedienung anzuhalten.

Bißher hatte ich allezeit der Hofnung gelebt, man würde mich nicht müssig lassen, u. gedachte nirgend eine beständige Wohnung zu haben. Nachdem ich aber aus denen Anschlägen des

Groß-Sultans, die ich als Befehle ansahe, erkandte, woran ich war, suchte ich mir meine Einsamkeit angenehm zu machen. Ich suchte mit allem Fleiß, keinen Umgang mit Fremden zu haben. Die Muselmänner, welche mich besuchen wolten, waren mir allezeit willkommen. Meine Tafel war gut bestellt, meine Wohnung sauber, die Gegend angenehm, und an Gesellschafft fehlte es mir nicht. Ich muste von vielen Orten hören, daß man übel auf mich zu sprechen wäre, weil ich keinen Serrail hielte. Der Groß-Mupthi selbst schickte den Geistlichen, der mich vor meiner Beschneidung unterrichtet hatte, zu mir, u. ließ mir vorstellen, daß ich wohl thun würde, wenn ich mich nach dem Gebrauch der Personen von meinem Rang richtete. Einige Uberbleibsel von der Neigung gegen das weibliche Geschlecht machten, daß ich diesem Rathe folgte, doch aber ließ ich mich nicht bereden, die sechste Zahl zu überschreiten.

Ich hatte bereits eine Türkin, welche in meinem Gouvernement, auf oberzehlte Art sich an mich ergeben hatte. Sie war allein, und mit drey oder vier Sclavinnen, die ich ihr zu ihrer Aufwartung gegeben hatte, allezeit eingeschlossen, daß sie freylich ihr Leben ziemlich traurig zubringen muste, ob sie gleich mehrere Bequemlichkeit und Freyheit hatte, nach ihrem Gefallen in denen Gärten spatzieren zu gehen. Ich offenbahrte ihr den Rath, den man mir gegeben hatte. Die liebe der Weiber in der Türkey ist von einer ganz andern Art, als der Christen ihre. Sie hatte keinen Anstand,

stand, mich zu ermuntern, diesem Rath zu folgen. Ich liebe euch, sagte sie zu mir, mehr als ich sagen kan, und wolte zufrieden seyn, wenn ich nur allezeit einen Platz in eurem Hertzen behalte. Ich begehre nicht allein die Herrschafft darüber zu haben; euer Vergnügen ist mir lieber, als das Meinige, und ich verspreche euch zum voraus, mit denen, die ihr mir zugesellen werdet, einig zu leben; nur eines will ich gebeten haben, daß ihr in euerer Wahl auf die Gemüths-Beschaffenheit sehet. Sonderlich hütet euch vor den Griechinnen, sie sind untreu, stoltz und hochmüthig, und eine eintzige ist gnug, unsere Gesellschafft zu beunruhigen. Die vor die Weibs-Leute bestimmte Wohnung war im guten Stand. Sie hatte ihre Bäder und Küchen. Uber dem Gebäude war eine grosse Gallerie vor die Sclaven. Es kostete mich nicht viel, den Haußrath anzuschaffen. Ich ließ sechs Stuben, alle auf gleiche Art zu recht machen, nur daß sie durch die Farben unterschieden wurden; ich ließ alles weg, was einem Gefängnis ähnlich seyn mochte, und nahm keine Verschnittene, weder weisse noch schwartze an.

So bald ich mich eingerichtet hatte, schrieb ich an meine liebenswürdige Marseillern, welche ihre Muhme zu einem unzüchtigen Leben anführen wolte, und gab ihr von allen meinen Umständen Nachricht, mit der Versicherung, daß sie mir allezeit angenehm wäre, und wenn sie sich entschliessen könte, zu einem Türcken zu kommen, sie bey mir eben die Neigung, die ich als ein Christ gegen sie gehabt hatte, finden würde. Ich hatte die-

ses auf gerath wohl hingeschrieben, und bildete mir fast ein, meine Veränderungen der Religion, meine Entfernung und mein vierjähriges Stillschweigen würde die Liebe, die sie in ihrem Hertzen vor mich hatte, längstens ausgelöschet haben.

Indessen übereilte ich mich nicht, mein Serrail anzufüllen. Zu Constantinopel gibts ordentliche Kaufleute, die mit Sclavinnen handeln, und wenn ich so reden darf, gantze Gewölber voll haben. Und da sie aus unterschiedenen Ländern sind, läßt man sie anfänglich das Türckische lernen, und unterweiset sie hierauf im Singen, im Tantzen und allerley Arbeit, sonderlich der Stickerey. Wer nun einige haben will, der geht zu diesen Kaufleuten. Diese Mägdgen sind alle schlecht angekleidet und gehen mit entblöseten Angesicht, daß man ihre Leibes-Gestalt, und wie sie sonsten aussehen, erkennen kan; nur muß man die Vorsicht gebrauchen, daß man ihnen das Gesicht und die Hände waschen läßt, indem man sie öfters schmincket, um den Mangel der Farbe zu ersetzen. Der Kaufmann, der von den Matronen, die sie besichtiget haben, einen Schein hat, stehet davor, daß sie Jungfern sind. Wann ein vornehmer Mann zu ihm kommt, gibt er ihm eine Liste, wo ihr Alter und ihr Stand und Herkommen aufgezeichnet sind; je mehr sie unterrichtet sind, desto theurer sind sie. Diejenigen, die man sich aussuchet sind allezeit, nach der Aussage des Kaufmanns die Vollkommensten.

Ich gieng in unterschiedene solche Häuser, und gestehe, daß ich mein Vergnügen daran hatte.

Alles

Alles ist darinnen treflich und so gut, als in den ordentlichsten Klöstern angeordnet; aufstehen, schlaffen gehen, essen und arbeiten, hat alles seine bestimmte Zeit. Einige Weiber und Verschnittene haben die Aufsicht. Ungehorsam, Widerwillen und Zanck werden nach der Strenge gestraft. Manns-Leute, auch so gar der Herr selbst, dörfen nicht in ihre Zimmer kommen. Um sie aber sehen zu lassen, lässet mann sie eine nach der andern durch einen Hof gehen; da sie sehr langsam einher ergehen, und man sie ohne gesehen zu werden, genau betrachten kan. Hat man an einer einen Gefallen, so lässet man sie in ein besonderes Zimmer führen, da man mit ihr reden kan; doch ist sie alsdann vom Kopf biß auf die Füsse bedeckt. Sie singet und tantzet, wenn sie es verstehet, und zeiget einige Stücke von ihrer Arbeit. Diese Besuche kosten einen allezeit Geld, nicht zwar, daß der Kaufmann für seine Waaren zu zeigen etwas fordert, sondern man muß wenigstens zwey oder drey Pistolen für die Verschnittenen und für die Weiber, welche die Aufsicht über sie haben, hingeben.

Auf einer solchen Listen stunde eine Frantzösin. Ich hatte grosses Verlangen, mit ihr zu reden, und ließ sie herbey führen, um zu erfahren, wie sie in dieses Hauß kommen wäre Ich hatte sie, als sie durch den kleinen Hof gegangen war, wahrgenommen. Sie war mittelmässiger Grösse, aber wohlgestaltet; ihr Angesicht hatte zwar nichts reitzendes an sich, doch auch keinen Fehler. Durch die Bekümmernis mogte sie die Farb verlohren

haben,

haben, sonst würde sie schön gewesen seyn. Ihr Unglück erzehlte sie mir auf folgende Art:

Ich bin bey Lette zu Hauß; mein Vater ist ein Edelmann und heisset Letori. Nachdem er zwanzig Jahr gedienet, und mit allem nichts mehr, als den Titul eines Fregatten-Lieutenants erhalten konte, und hingegen andere, die nicht so alt waren, und nicht so viele Verdienste hatten, entweder Capitains oder Lieutenants über ein Königliches Schiff worden, verließ er vor etwa zwölf oder dreyzehen Jahren Franckreich, und gieng zu den Venetianern. Er hat sich daselbst aufgeholfen, und hat gegenwärtig auf einer nahe bey Chio auf dem Archipelago gelegenen Insel eine ansehnliche Bedienung. So bald er sich im Stand sahe, dasjenige zu ersetzen, was etwa meine Mutter, wenn sie zu ihm kommen solte, zurück lassen müste, nöthigte er sie beständig, sich mit meinem Bruder und mir zu ihm zu begeben. Die Furcht vor einer so weiten Reise und der damit verknüpften Gefahr, die uns nur allzusehr getroffen hat, hielte sie lange Zeit in Zweifel, was sie thun solte. Endlich ließ sie sich durch die beständige und mit der zärtlichsten Liebe gethane Bitten bewegen, daß sie sich entschloß, abzureisen. Wir giengen nach Marseille, und begaben uns in ein Schiff, von welchem man uns versicherte, daß es geschwind fortgienge, glücklich wäre, und diese Reise vielmal gethan hätte, ohne daß es wäre angefallen worden.

Wir hatten erwünschtes Wetter und Wind, und waren etwa noch eine halbe Tagreise von

Chio entfernet, da wir von zween Türkischē See-Räubern überfallen wurden. Ein einiger wäre gnug gewesen, uns wegzunehmen, doch vereinigten sie sich, um uns anzugreifen. Das Treffen währete nicht lang, oder es geschahe vielmehr gar keines, indem kaum drey oder vier Flinten Schuß gethan wurden Nachdem sie meister von unsern Schiff warē, theilten sie den Raub, unter welchē auch wir waren, untereinander. Ich wurde von meiner Mutter und meinem Bruder getrennet, und habe noch nicht erfahren können, wo sie hingekommen sind; ohne Zweifel werden sie meinetwegen gleiche Bekümmernis habē. Mein Bruder ist nur zwölf, und meine Mutter noch nicht vierzig Jahr alt. Sie ist die schönste und wohlgestalteste Person, die man finden kan. Was mich anlangt, bin ich noch nicht neunzehen Jahr alt.

Der Capitain, dem ich in der Theilung zugefallen, schiene, darüber sehr vergnügt zu seyn. Er war ein Mann von dreyssig Jharen und wohlgestalt, und hatte, so räuberisch er auch war, in seiner Gesichts-Bildung was liebreiches, das mich wieder aufrichtete. Er ließ mich in sein Zimmer führen, und in ein Neben-Zimmer logiren. Er tröstete mich so gut er konte und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich sicher seyn könte, und mir kein Leid geschehen solte; zu gleicher Zeit gab er mir zu erkennen, daß er mich liebte, und, wenn ich in seine Liebe willigen wolte, mich unter die Zahl seiner Weiber aufnehmen, und mir den ersten Platz geben wolte. Auf alle diese Zei-

chen antwortete ich durch Heulen und Weinen.

Wir waren etwa zwey Tag auf dem Meer, und ich kan nicht sagen, wo wir ausstiegen, indem es Nacht war, als ich in sein Hauß geführet wurde. So viel weiß ich, daß wir drey Tage unter Weges waren, als man mich nach Constantinopel brachte. Er ließ mich in das Zimmer seiner Weiber thun; u. gab mir eine alte französische Sclavin zur Aufwartung. Nachdem man mich einige Tage in Ruhe gelassen, stellte mir diese Frau auf Befehl des See-Räubers, die Liebe vor, die er gegen mich hätte, und suchte mich durch tausend Ursachen zu bereden, darein zu willigen. Ich setzte mich allezeit entgegen, und wiederholte ohne Aufhören, daß ich lieber sterben wolte. Man bedrohete mich, Gewalt zu brauchen, oder mich Leuten zu überlassen, die mich nicht schonen würden, nahm mir die saubern Kleider, die ich bekommen hatte, u. steckte mich unter die Mägde. Dem allen ungeachtet; war ich unbeweglich. Endlich nachdem man mir fünf oder sechs Monat scharf zugesetzt hatte, brachte die Mutter des See-Raubers, ihn dahin, daß er mich verkaufte, u. unter Begleitung seines getreuesten Verschnittenen hieher schickte. Es sind nun sechs Wochen, daß ich in diesem Hause bin, und ist mir nichts, ja der grausamste Tod selbsten, so unerträglich, als daß wir uns zu Zeiten müssen auf die Schaue führen lassen; und doch, ohnerachtet ich hier ein betrübtes Leben führen muß, fürchte ich nichts so sehr, als daß ich einmal heraus gehen muß.

Ihr

Ihr seyd ein Franzoß, und scheinet ein Türkischer Heer zu seyn. Wann ich aus der Hochachtung, welche mein Herr vor euch hat, urtheilen soll, so müsset ihr in diesem Land in grossem Ansehen stehen: Wie glücklich wäre ich doch, wenn der, mit dem ich die Gnade habe zu reden, der Graf von Bonneval wäre! Ich gab mich hierauf zu erkennen: Ach! rufte sie aus, ihr seyd ein Mann von Ehre, ihr seyd ein Christ gewesen, und seyd es vielleicht noch in euren Herzen; und wisset also, was eine Christliche und wohl erzogene Jungfer vor der Schande, worein man mich bringē will, für einen Abscheu hat; errettet mich um Gottes Willen, und schaffet mich wieder zu meinem Vater. Er ist im Stande, alles, was es euch kosten mag, wieder zu ersetzen; und solte auch das nicht seyn, so hoffe ich doch von eurer Großmuth, die man mit Wahrheit von euch rühmet, daß ihr an das Vergnügen, eine so schöne That zu verrichten, alles anwenden werdet.

Ihre Bitte u. Thränen erweichten mich, daß ich nicht einen Augenblick anstunde, ihrē Wunsch zu erfüllen. Ich bekam sie von dem Kaufmann, welcher besorgt war, sie mögte vor Verdruß sterben, vor fünf hundert Thaler, und ließ sie auf mein Schloß führen. Die Freude über ihre Befreyung brachte sie bald wieder zurecht, daß sie so, wie sie war, nemlich vollkommen schön aussahe.

Ich ließ auf das fleißigste nachforschen, u. erfuhr endlich, wo ihre Mutter u. ihr Bruder war.

Ihr Bruder war bereits unter die Pagen des Groß-Sultans angenommen, und beschnitten worden, daß es also unmöglich war, ihn wieder zu bekommen. Die Frau von Letori aber ward an einen alten Muselmann verkauft, und weil sie nicht zu gewinnen war, auf eines seiner Land-Güter geschickt worden, um die Hof-Sachen zu besorgen. Sie kostete mich tausend Thaler auszulösen.

Ich setzte sie in das erste Schiff, das nach Chio abreisete, und recommandirte sie an meinen Freund. Der Herr von Letori ersetzte mir alles, was ich ausgelegt hatte, und schickte mir noch überdis ein herrliches Geschenck, welches in einer ziemlich grossen u. auf das kostbarste ausgestochenen goldenen Schale und Deckel darauf, bestunde. Es war darauf der Tod des von den Griechen von einem hohen Thurn gestürtzten kleinen Astyanagis vorgestellet, und seine Mutter Andromacha mit den beweglichsten Geberden abgebildet. Man versicherte mich, daß es ein Alterthum, und bey Abreissung eines alten Thurns in einem mit Kohlen angefüllten eisernen Kasten gefunden worden wäre.

Diese Begebenheit, und die Sorgen, die ich dabey hatte, verhinderten auf einige Zeit mein Vorhaben, mir ein Serrail anzulegen. So bald aber die Mutter u. Tochter abgereiset waren, ware ich wieder darauf bedacht. Bey einem dieser Kaufleute fande ich auf der Liste verschiedene Persianerinnen. Eine unter denselben gefiel mir über die massen. Sie war groß und

vollkommen wohl gestaltet. Ihre weisse Farbe im Gesicht war durch die schwartze Augen und Haare ungemein erhaben. Was mich am meisten reitzte, war der aus ihrem Angesicht hervorleuchtende hohe Geist, der mir zu erkennen gab, daß sie was vornehmes seyn müste. Ich ließ sie herbeyführen, redete mit ihr, und hatte an ihrem Verstand so vieles Vergnügen als an ihrer Gestalt. Ich würde mich nicht trösten können, sagte sie zu mir, daß ich mich in einem fremden Land befinden muß, wenn ich nicht wüste, daß mein Geschlecht mich dazu verdammet, daß ich in einem Serrail eingeschlossen, und dem Willen dessen, dem mich das Schicksal zuführen wird, unterworffen, meine Tage zubringen muß. Es mag nun solches in Persien oder in der Türckey seyn, das gilt mir gleich; ich werde, wenige Dinge ausgenommen, daselbst einerley Religion haben, und einerley Gebräuchen und Gewohnheiten folgen. Das Ansehen des Herrn Bassa, fuhr sie fort, macht mir Hoffnung zu einem glücklichern Stand; als gemeiniglich der Sclaven-Stand ist. Du mächtiger Mahomet schrie sie, wollest ihm einen gnädigen Sinn gegen mich eingeben.

Ich hatte keiner Eingebung nöthig, ihre Schönheit und Verstand hatten mein Hertz schon dahin gelencket, was sie nur wünschen konte. Ich sagte zu ihr, daß sie sich in ihrer Hofnung nicht betrüge, und das Verlangen das sie bezeugte, mein eigen zu seyn, mich antreiben würde, sie desto mehr zu lieben. Allein, fuhr ich fort, ist auch dieses Verlangen aufrichtig, oder geschiehet es

nicht

nicht vielmehr aus Verlangen, von hier weg zu kommen, daß ihr so redet? Nein, antwortete sie mit einer Stimme, welche ein wenig Verdruß und Zorn anzeigte; ich weiß nicht anders zu reden, als ich gedencke, und ob ich gleich eine Sclavin bin, so muß doch nichts in der Welt vermögend seyn, mich so zu erniedrigen, daß ich die Liebe eines Menschen, wer es auch immer seyn mögte, durch verstellte Manieren erbetteln solte. Dieser Unwille gefiel mir wohl, und ich reitzte sie noch mehr dazu an. Sie aber redete beständig ein- wie das anderemal, und gab mir mehr und mehr zu erkennen, was sie für Gedancken hegete.

Ich ward mit dem Kaufmann einig. Sie hatte sich sechs Monat lang bey ihm aufgehalten. Alle Tag eine Pistole Kost-Geld für dergleichen Jungfern, ist der ordentliche Tax. Doch aus Hochachtung gegen mich, sagte er, ließ er mir sie vor drey hundert Pistolen. Und also kam sie mich auf zwey tausend, drey hundert Gulden zu stehen. Nachdem der Kauf geschlossen, ließ ich die Persianerin wieder herbey führen und sagte zu ihr, daß sie nun mir zugehörte. Ich werde euch folgen, antwortete sie; allein wenn es wahr ist daß ihr mich liebet, habe ich noch eine Gnade von euch auszubitten, die ihr mir, wenn euch beliebt, erzeigen müsset, und die so beschaffen ist, daß ich nichts mehr wünsche, als sie zu erlangen. Es befindet sich hier eine meiner guten Freundinnen, die mit mir erzogen, und mit mir ist gefangen genommen worden. Durch vieles Bitten und Weinen haben wir von einem Türckischen Officier, der

uns

uns gefangen genommen erhalten, daß er uns nicht von einander trennen, sondern an einen Herrn verkauffen wolte. Solt ihr nicht eben so leutselig seyn? Sie verdienet von einer rechtschaffenen Person geliebt zu werden. Ich bin ihr nicht zu vergleichen, und wundere mich, daß ihr sie nicht vor andern bemercket. Wir haben uns eine ewige Freundschafft geschworen, und sind so genau mit einander vereiniget, daß wir schwerlich eins ohne das andere leben können. Diese Bitte, welche ich den Augenblick an euch thue, werde ich nicht ablassen an euch zu thun, biß ihr mich derselben gewähret.

Ich wolte diese gute Freundin sehen, und ließ sie durch den kleinen Hof gehen. Sie kam dieser nicht bey, welche für sie so inständig bat, doch war sie ihr sehr ähnlich. Mit einem Wort, sie gefiel mir, der Kaufmann war billig, und ließ sie mir für tausend Thaler, die Unkösten für ihren Unterhalt dazu gerechnet. Eben dieser Kauffmann hatte auch Sclavinnen von geringerm Stande, aus welchen die Persianerinnen, eine jegliche zwey, zu ihrer Aufwartung sich aussuchten. Ich ließ sie noch eben denselben Tag, bey anbrechender Nacht, in mein Schloß führen, und wolte, daß alle meine Leute sie sehen solten, ehe sie in ihre angewiesene Zimmer kämen.

Die Türkin war über die Gesellschafft, die ich ihr ausgesucht hatte, hertzlich erfreuet, und schiene gar nicht eifersüchtig darüber zu seyn, daß sie wenigstens eben so schön, als sie, waren. Acht Tage lang war in meinem Schloß ein rechtes

Freu-

Freuden-Fest; es wurden Feuer-Wercke angestellet, die man zu Constantinopel sehen konte; Morgens und Abends wurden grosse Mahlzeiten gehalten, und diese Art von Hochzeit war auf das prächtigste angestellet.

Mit denen Weibern war es vor einen Bassa noch nicht gnug; ich muste wenigstens sechse haben, wenn ich nicht besonders wolte darum angesehen werden, sie selbsten nöthigten mich, ihre Anzahl zu vermehren, und sagten, daß dadurch ihr Vergnügen mit dem Meinigen wachsen würde. Ich wolte mich also mehr nach dem Gebrauch und nach ihrem Wunsch, als nach meinem Verlangen richten; denn ob ich gleich die Weiber liebe, so ist doch die Wollust niemalen meine Haupt-Neigung gewesen, und man kan versichert seyn, daß ich nicht um viele Weiber zu haben, kein Türck worden bin. Ich hatte denjenigen unter meinen Bedienten, dem ich mich am meisten vertraute, Befehl gegeben, zu den Kaufleuten nach Constantinopel zu gehen, und mir noch drey auszusuchen, und dabey sonderlich auf ihre Gemüths-Beschaffenheit zu sehen. Er wolte eben den Kauf schliessen, als ich von dem Agenten der Pforte zu Venedig einen Brief erhielte, mit der Nachricht, daß eine Venetianerin mit zwey Fremden abgereiset wären, um zu mir zu kommen. Ich verbote alsbald hierauf, den Kauf zu schliessen. Ohngefehr sechs Wochen nach dieser erhaltenen Nachricht, sahe ich drey auf Türckische Art verhüllte Personen zu mir kommen, welche

che mit mir besonders zu reden begehrten. Die Venetianerin zog ihren Schleyer weg, fiel mir um den Halß, und benetzte mich mit ihren Thränen, welche sie für Freuden vergoß, und sprach: kennet ihr mich? Ich liebte sie in der That aufrichtig, und meine Freude war, wo nicht so zärtlich, doch eben so groß, als die ihrige. Ich fragte sie, wer die beyden Personen wären, die sie bey sich hätte, sie gab mir zur Antwort, daß sie solche zu ihrer Bedienung angenommen hätte. Der Unter-Bostangi-Bachi war ebē zu mir gekom̃en um wegen wichtiger Geschäften mit mir zu reden, und ich durfte ihn nicht lange warten lassen; ich sagte es dieser liebens-würdigen Person, ließ sie in ihr Zimmer führen, und versicherte sie, daß ich den Augenblick, so bald ich frey wäre wieder bey ihr seyn würde

Der Bostangi-Bachi gieng nicht eher als gegen neun Uhr des Abends von mir. Alsbald gieng ich in mein Serrail. Ich glaube, daß ich niemals mehr bestürzt gewesen, als da ich eine Meile von Constantinopel, die drey Personē, die ich in meinem Leben am meisten geliebet, in meinem Hauß beysammen sahe. Sehe ich euch, rufte ich aus, oder ist es Zauberey? wir umarmten uns tausend und tausend mal, und ob ich zwar nicht weichherzig bin, weinte ich doch mit ihnen. Was wolt ihr nun noch für einen Beweis, daß ich nicht eifersüchtig bin? sagte die Marseillerin zu mir. Ich weiß eure Liebe gegen diese beyde liebens-würdige Personen; darum hab ich sie auch selbsten lieb gewonnen, und mit

mir

mir hieher gebracht. Es war schon spat, und sie hatten der Ruhe nöthig; wir speiseten also miteinander zu Nacht, und ob ich gleich eine grosse Begierde hatte, von ihrer Reise, und wie sie sich einander angetroffen, Nachricht zu wissen, gieng ich doch um eilf Uhr des Abends von ihnen. Den andern u. die darauf folgende Tage wurde meiner Neugierigkeit ein Gnügen geleistet.

Hier werden sie selbsten die Feder führen, und das, was sie mir erzehlet, besser als ich beschreiben, und ich hoffe, diese unterschiedene Schreib-Art wird mir nicht zum Nachtheil gereichen. Die Engelländerin u. die Teutsche, werden ihre Begebenheiten, die ich nicht gewast, oder die ich zu erzehlen vergessen habe, beschreiben; die Marseillerin aber, wie sie sich einander angetroffen haben und hieher gereiset sind.

Historie der Engelländerin.

Ich würde eine gute Fräulein seyn, wenn die Gesetze zuliessen, daß diejenige, welche nicht aus einem ehlichen Bette erzeuget sind, etwas seyn könten. Meine Mutter war aus der Provintz Walles, eine Tochter eines Mannes von gutem Geschlecht, der aber, wie der übrige Adel dieser Provinz, wenig Vermögen hatte. Der Graf von...., von einem der vornehmsten Häuser in Engelland, hatte in der Nachbarschaft ein Schloß, wohin er alle Jahre kam, um die gute Jahrs-Zeit daselbst zuzubringen. Er war einer der gnädigsten u. großmüthigsten Herren. Der ganze Adel selbiger Gegend hatte freye Tafel bey ihm.

ihm. Mein Groß-Vater sonderlich als Nachbar, getraute sich fast nicht, davon zu bleiben. Er führte seine Frau hin, welche gar bald eine vertraute Freundin von der Gräfin wurde. So bald meine Mutter in einem Alter war, sich sehen zu lassen, besuchte sie auch dieses Schloß. Der Graf hatte einen Sohn, ohngefehr von gleichem Alter. Diese beyden Kinder liebten einander, ohne zu wissen, was die Liebe ist. Man wurde es gewahr, und hatte, wie gemeiniglich geschiehet, ohne auf die Folgen zu gedencken, nur seinen Schertz damit. Allein wie sie grösser wurden, so wurde auch ihre Liebe stärcker und klüger. Sie sahen einander mit Vergnügen, wusten aber ihre Freude zu verbergen. Sie erzeigten sich beyde viele Höflichkeit, wurden aber niemals gemein mit einander. Sie schienen die Gelegenheit zu vermeiden, allein beysammen zu seyn, und es geschahe doch wohl tausendmal, sie wusten solches so geschickt geheim zu halten, daß man es niemahls merkte.

Und so liebten sie sich in aller Unschuld bis ins sechszehende oder siebenzehende Jahr. Aber da fieng die Liebe an, böß zu werden. Sonderlich wolte der junge Graf mit den Freundschafts-Bezeugungen und unschuldigen Liebkosungen nicht mehr zufrieden seyn. Meine Mutter wehrte sich lange, ergab sich aber doch endlich auf die Betheurungen des Grafen, und wurde schwanger. Sie wuste ihm davon Nachricht zu geben, ehe es noch jemand war gewahr worden. Mein Groß-Vater, welcher ein Mann war, der auf

Ehre sahe, und so strenge war, daß er keinen Schand-Flecken leiden konte, würde sie ohnfehlbar umgebracht haben, wenn er ihre Schwachheit erfahren hätte. Der Graf wuste dieses alles gar zu wohl, darum entschloß er sich, ob er gleich noch jung war, meine Mutter zu entführen. Dieses zu bewerckstelligen, wurden sechs Männer bestellet, welche durch unterschiedene Wege sich in einen nahe gelegenen Wald begaben; meine Mutter kam gegen sechs Uhr des Abends zu ihnen. Es geschahe dieses im Anfangs des Decembris. Einer unter ihnen nahm sie hinter sich auf das Pferd; und so giengen sie die gantze Nacht durch Abwege, biß an einen Ort, wo sie eine Post-Kutsche gelassen hatten. Sie hatten Manns-Kleider mitgebracht, welche meine Mutter anzog, und ihre Weibes-Kleider wurden in tausend Stücken zerrissen und verbrennet. Sie setzte sich in die Post-Kutsche, und neben sie einer von denen, welche sie wggeführet hatten. Die andern trenneten sich von einander, und nahmen ein jeder einen besondern Weg. Man brachte sie erst gantz spat in der Nacht nach London in ein abgelegenes Hauß, woraus sie auch fast in anderthalb Jahren nicht kam. Der junge Graf besuchte sie zu Zeiten, aber mit der grösten Vorsicht.

Diese Entführung machte gar kein Aufsehen. Meine Mutter hatte ein Briefgen zurück gelassen, welches also abgefasset war:

Ich habe die Schwachheit begangen mich verunehren zu lassen. Ihr werdet vergeb-

lich rathen, und unmöglich gedencken können, wie weit ich mich vergangen habe. Ich bin nicht werth eure Tochter zu seyn, und kan vor eurem Angesicht nicht bleiben, dem ich mich auch deßwegen auf ewig entziehe. Doch hoffe ich, werdet ihr so klug seyn, und meine und eure Schande nicht offenbahren.

Dieser Brief hatte seine Wirckung, daß sie mich weder aufsuchen noch mir nachsetzen liessen, und da sie ihren Verdruß und Bekümmernis verbargen, und auch überdiß diese Provintz nicht sonderlich bewohnt ist, glaubte man leichtlich alles, was sie wegen der Abwesenheit ihrer Tochter sagen mochten.

Sechs Monat nach ihrer Ankunfft in London brachte sie mich zur Welt, und wolte mich mit Gewalt säugen. Der Graf der sie vor Liebe anbetete, war entschlossen sie zu heyrathen, weil er aber noch minderjährig war, konte er es ohne Bewilligung seiner Eltern nicht thun. Meine Mutter hatte die Tugend oder Geschicklichkeit durch beständige Verweigerung aller Gefälligkeit, seine Begierden noch mehr anzuflammen, daß er sich endlich nach vieler Uberlegung entschloß, ihnen sein Hertz zu offenbaren. Er entdeckte ihnen seine Liebe und gestunde, daß er die ihnen bewuste Entführung vollführet hätte. Sie erschracken über diß Geständnis, weil die Gesetze in Engelland ungemein scharf gegen die Entführung einer minderjährigen Tochter sind. Die Erlaubnis, warum er anhielte, wurde ihm abgeschlagen, und er in solche Furcht gesetzt, die

Sache mögte entdecket werden, daß er einwilligte, daß man uns in Franckreich bringen ließ. Meine Mutter entschloß sich dazu, nachdem sie durch die ihr vorgebrachte Gründe sich bereden lassen, und überdiß, den Verdruß allezeit eingeschlossen zu bleiben, nicht länger ertragen konte. Unsere Abreise war so geheim, als ihre Ankunft gewesen. Zu Mitternacht giengen wir zu Schiff, und in achtzehen Stunden waren wir zu Dieppe, und von da begaben wir uns nach Paris. Ein Banquier, an welchen meine Mutter Anweisung hatte, logirte sie in die Vorstadt St. Marceau, und weil sie nicht ein Wort Frantzösisch verstunde, suchte er ihr eine Magd, aus Klein-Brittanien, welche sie wegen der ziemlichen Gleichheit der Brittannischen und Gallischen Sprache verstehen konte.

Indessen eilte man, meinem Vatter eine Frau zu geben, und verheyrathete ihn an eine sehr reiche Person. Er durffte sich zwar nicht wiedersetzen, doch hienge sein Hertz allezeit an meiner Mutter, welcher er keinen Mangel ließ, sondern alle viertel Jahr durch den Banquier fünf hundert Francken auszahlte. Wir blieben bis ins Jahr 1706. zu Paris, da endlich meine Mutter für gut befand, sich in Holland zu begeben. Es gefiel ihr nicht länger in Franckreich, weil sie da ihre Religions-Ubung nicht haben konte. Anbey hoffte sie auch, auf solche Weise die mit dem Grafen, entweder durch den Tod seiner Gemahlin oder seiner Eltern vorgehende Veränderungen desto eher zu erfahren, und sich deren zu Nütz zu

machen.

machen. Allein ihre Hoffnung war vergeblich, und die Liebe selbst fienge an zu erkalten. Sie war zwar nicht völlig vergessen, aber ihr Gehalt biß auf hundert Francken vermindert, und in achtzehen Jahren, da wir im Haag gewohnet haben, hat sich mein Vater nicht die Mühe gegeben uns zu besuchen.

Dieses ist es, mein werthester Bassa, was ihr biß auf meine Ankunfft in diesem Land noch nicht gewust habt. Meine Mutter hat mir ernstlich verboten, in ihrem Leben ein Wort davon zu reden, und ihr habt mit euren unglücklichen Händeln mit dem Prie so viel Verdruß gehabt, daß ich euch bey meinem Auffenthalt in Brüssel sehr wenig gesehen, und also die Gelegenheit nicht gehabt habe, mit euch davon zu reden. Ich will nichts gedencken von der Art wie wir uns miteinander verbunden haben, indem ihr schon davon geredet. Doch kan ich nicht umhin, euch einen kleinen Verweiß zu geben, wegen des Zweifels, den ihr zu haben scheinet, daß ihr nicht die erste Liebe bey mir genossen. Ich schwöre bey allem, was heilig mag genennet werden, auch so gar, wenn ihr wollet, bey eurem Propheten, dem Mahomet, daß ich das war, was ich seyn solte; daß die Liebe allein mich euch ergeben hat, und die einige Quelle meiner Standhafftigkeit und alles dessen gewesen, was ich um euch allein eigen zu seyn, bißher gethan, und aufgeopffert habe.

Nachdem ihr nach der Citadell Antwerpen abgereiset waret, und ich einen Brief von euch empfangen hatte, in welchem ihr mir verboten an

euch zu schreiben, biß ich Brieffe von euch empfangen hätte, war ich in einer solchen Bestürzung, die ich nicht beschreiben kan. Doch weil ich euch aus dem Grund kennte, bildete ich mir ein, daß ihr wegen Ungewißheit eurer Umstände, mit Fleiß mit mir so verfahret, um mich von euch loß, und mir euren Verlust desto erträglicher zu machen. Wie nun meine Liebe nicht wollüstig ist, gab ich mich in Ansehen meiner zufrieden, und war weiter um nichts als um euch bekümmert, und dabey vest entschlossen, zu euch zu kommen, so bald eure Händel zu Ende wären. Allein wie grausam war meine Bekümmernis, als ich hörte, daß man euch gefangen gesetzet! Der Marquis von Prie und seine Anhänger streueten einer wie der andere, alle Tage verdrießlichere Zeitungen aus, und nach ihrem Urtheil war ein ewiges Gefängnis das geringste, daß ihr zu erwarten hättet. Obgleich der Umgang, den ich mit euch hatte in Brüssel wenig bekannt war, so bekam der Marquis de Prie doch davon Nachricht. Er stellte heimlich Leute an, die wegen eurer Reise nach Holland, warum ihr selbige gethan, und ob ihr mir nicht einige Papiere anvertrauet hättet, mich befragen musten. Allein sie giengen wieder so klug von mir weg, als sie zu mir kommen waren. Das aber, woran ich merkte, daß es sehr schlecht um euch stehen müste, war die Art, wie man mit mir umgieng. Ich wurde durch die an mich abgeordnete Priester und Pfaffen wegen meiner Religion beunruhiget. Man hatte erfahren, daß ihr mir einen Theil von eurem silbernen

nen

nen Service gegeben, und mir nur solches zunehmen, jemanden aufgereitzet, der vorgeben müste, daß er von euch zu fordern hätte. Einer von euren guten Freunden ließ mir sagen, daß ich zu meiner Vertheidigung antworten solte, daß ihr noch weit mehr rückständigen Sold zu fordern hättet, als nöthig wäre, diese Schuld zu bezahlen. Man griff die Sache anders an, und gab vor, daß ihr mir solches zur Verwahrung geben hättet. Ich war also genöthiget, das Billet vorzuzeigen, in welchem ihr mir solches verehret hattet. Endlich bekam ich gewisse Nachricht, daß man bedacht wäre, mich in ein Kloster einzusperren. Ich gieng also von Brüssel weg, begab mich in Holland, und blieb daselbst, biß ich von eurem Unglück Nachricht erhielte.

Als die Zeit eurer Gefangenschafft zu Ende war, und ich erfahren, daß ihr euch nach Venedig begeben hattet, war ich nicht mehr Herr über meine Liebe und Begierde. Ich reisete nach Wien. Ihr hattet von der liebens-würdigen Person, die euch das Leben errettet vieles zu mir gesprochen, und mir gesagt, wo sie wohnte. Nach der Beschreibung, die ihr mir von ihr gemachet, hoffte ich, daß die Geneigtheit, die ihr vor mich gehabt, sie bewegen würde, mich zu lieben. Ich suchte sie, und hatte das Glück sie zu finden und zu sehen, daß ich mich in meiner Meinung nicht betrogen hatte. Sie empfieng mich wenigstens so gut, als wenn ich ihre Schwester gewesen wäre, übrigens befand ich mich in einem ziemlich guten Stand, als ich ankam, und hatte

wenigstens sieben biß acht tausend Francken. Meine Pension von Engelland ist mir bezahlt worden, wie auch nachhero zu Wien, ja selbsten zu Venedig geschehen ist, und noch so lange geschehen wird, als ein gewisser Mönch wird bey Leben bleiben, dem ich Vollmacht gegeben habe, sie zu empfangen: Ich überlasse euch die Feder, meine Liebe.... Nun ist die Reihe an euch, unsere Reise nach Venedig, und wie wir zusammen gelebet, biß wir dieselbe angetreten, zu erzehlen.

Historie der Teutschin.

Ich wünschte die Gaben zu haben, mit wenigen Worten viel zu sagen. Weil aber dieses nicht ist, so werde ich das, was mir anbefohlen worden, so gut als mir nur möglich, verrichten. Ich berichte zum voraus, daß ich den wenigen Platz, den es dem Herrn Bassa gefallen hat, mir in seiner Lebens-Beschreibung einzuräumen, mir zu nutz machen werde. Mein Vater war ein Frantzoß, und Herr über die Landschafft Agicourt, an den Gräntzen der Picardie und Artois. Er duellirte sich mit einem benachbarten Edelmann, Namens de Prinville, und tödtete ihn. Da er nun im Jhar 1659. aus dem Königreich weichen muste, begab er sich anfänglich, in Schweden, und bald darauf in Kayserliche Dienste, worinn er auch im Jahr 1690. im sieben und fünfzigsten Jahr seines Alters gestorben ist. Sein Glück war mittelmässig, und er konte kaum mit grosser Mühe eine Compagnie unter der Infanterie erhalten. Doch weil er auf seine Sachen acht

hatte,

hatte, sparte er so viel, daß er sich ein ziemliches artiges Landgut in Cärnthen kauffen konte, welches Jährlich fünffzehn hundert Teutsche Gulden einträgt. Er hatte es sonderlich der Beute, die er bey dem Entsatz der Stadt Wien gemacht hatte, zu dancken, daß er im Stand war, einen so ansehnlichen Kauf zu thun. Im Jhar 1670. verheyrathete er sich an die Wittwe eines Hussaren-Hauptmanns, welche von Geschlecht eine Anverwandtin des Grafen von Tekely war; die Gelegenheit zu dieser Heyrath ist merckwürdig, und verdienet, erzehlet zu werden.

Nach dem Tod ihres Gemahls kam sie nach Wien, um daselbst um eine Gnade anzuhalten. Fünf oder sechs Meilen von ihrem Ort, wurde sie von 4. masquirten Männern angegriffen, ihre zween Geleits-Leute getödtet, und ihr Wagen von der Landstrasse ab- und in einen nicht weit davon gelegenen Wald hingeführet. Man wolte ihr nicht so wohl ans Leben, oder Geld, sondern suchte was anders. Sie war noch jung und sehr schön. Der ansehnlichste unter den Vieren wolte ihr Gewalt anthun; sie vertheidigte sich wie eine Löwin; die drey andern fielen auf sie zu, hatten sie fast ausgezogen, und waren im Begriff, sie an einen Baum zu binden. Mein Groß-Vater, welcher eben zu der Zeit zu seinem Regiment, welches da herum stunde, gehen wolte, und niemand als einen einigen Knecht bey sich hatte, und vom rechten Weg abkommen war, und im Wald gieng; hörte ein grosses Geschrey, gieng demselben nach, und sahe die traurige Begebenheit, wovon ich rede,

 mit

mit an. Die vier masquirte Personen giengen auf ihn loß, und fielen ihn an; er tödtete oder verwundete deren zweyen, und die andern liessen davon. Man zog denen Verwundeten die Masque ab, und die Dame erkandte ihren Schwager. Es wor schon spat, und alles was man thun konte, war, noch vor Nacht einen benachbarten Flecken zu erreichen. Man brachte bey den Richtern seine Klage vor, welche auch die Verwundete holen liessen, deren einer Unterwegs starb, der Rädels-Führer aber lebendig gebracht wurde. Man befragte ihn, und er gestunde alles, ausser daß er die, welche entflohen waren, niemals nennen wolte. Den andern Tag starb er auch. Der Proceß wurde ihm gemacht, seine Güter zum Nutzen der Angegriffenen confiscirt, aber auch alles auf die Unkosten der Gerechtigkeit angewendet.

Die Erkänntlichkeit erweckte die Dame zur Liebe, daß sie sich selbsten und alles, was sie hatte, ihrem Erlöser anbote. Er nahm das Erbieten an. Es war dieses, nicht zwar in Ansehen des Vermögens, doch aber in Ansehen der Schönheit, der Tugend, des Verstandes und des guten Gemüthes ein Glück. Ich habe sie gesehen, und sie hat mich biß ins fünffzehn oder sechszehende Jahr mit aller möglichen Sorgfalt und Liebe erzogen. Sie lebten zwanzig Jahr zusammen in der grösten Einigkeit, und hatten nicht mehr, als drey Kinder, zwey Söhne und eine Tochter, welche zu Inspruck eine Jesuitin worden ist. Der älteste Sohn hat keine Dienste nehmen wollen, sondern

lebt

lebt so vor sich auf seinem Landguth, thut nichts als das Geld zusammen scharren, und hat sich um die übrige Famille wenig bekümmert. Der andere, von dem ich herkomme, war schön von Gestalt, und begab sich aus Noth und Lusten in Dienste. Er verheyratete sich an eine Fraulein, welche ausser dem Verdienst kein Vermögen hatte, und starb bey der Eroberung der Stadt Gajeta in Italien. Ich war damals nur zwey Jahr alt, und meiner Mutter setzte die Bekümmernis über den Tod ihres Gemahls so zu, daß sie sechs Monat darauf starb. Meine Groß-Mutter nahm mich und meinen Bruder, der zehen Jahr alt war, zu sich. Sobald er das vierzehende Jahr erreichet hatte, nahm er Dienste an, und that sich hervor. Er starb als Lieutenant in Sicilien in der Schlacht gegen die Spanier.

Meine Groß-Mutter starb im Jahr 1722. und hinterließ mir das Wenige, was sie von ihrem mässigen Leibgeding ersparen konte, und etwa sieben oder acht tausend Francken austrug, welche mein Oheim noch die Grausamkeit hatte, mir strittig zu machen. Ein gute Freundin, welcher mich meine Groß-Mutter auf ihrem Todbette anbefohlen hatte, besorgte meine Sachen, und brachte sie zu meinem Vortheil zu Ende. Sie brachte mich nachgehends nach Wien, zur Gräfin von … welche eine hochmüthige und herrschsüchtige Dame war, mit welcher ich nicht auskommen konte, und also nach Verfliessung eines halben Jahrs meinen Abschied nahm. Meine Freundin brachte mich hierauf zur Gemahlin ei-

nes Kayserlichen Ministers. Diese gewann mich lieb, und hielte mich wie ihre Tochter; verehrte mir Kleider und leinen Zeug, und viele andere ansehnliche Stücke mehr. Allein mein Schicksal muste erfüllet werden, und dieses Glück dauerte nur acht Monat. Die Eyfersucht überfiel ihren Gemahl auf einmal; ob sie Grund gehabt habe, habe ich niemals erfahren können. Gnug, er schaffte deswegen alle Bedienten seiner Frau ab und nöthigte sie, andere anzunehmen.

Die ehrliche Person, welche den Herrn Bassa ins Verderben stürtzen wolte, kam öffters in das Haus, woraus ich gegangen war, und hatte einige Freundschafft auf mich geworffen, und mir sagen lassen, daß wenn ich zu ihr kommen wolte, ich eben so, wie sie mich gesehen hätte, solte gehalten werden. Ich nahm das Erbieten an, und wurde in der That wol empfangen. Ich brauchte einige Zeit, um meine Sache in Ordnung zu bringen, und in den ersten vier oder fünf Tagen, welche ich zur Aufräumung meines Zimmers, und mein leinen Zeug und Kleider in Ordnung zu legen anwendete, wurde ich der Verwirrung, welche in diesem Haus regierte, nicht gewahr. Ein altes Weib, welches gleichsam die Aufsicht über alles Gesind hatte, kam auf einen Abend, mich in meinem Zimmer zu besuchen, und sagte zu mir: wer hat euch so übel gerathen, hieher zu kommen? Eine junge und artige Person, wie ihr seyd, könte in einem öffentlichen Huren-Haus nicht übeler aufgehoben seyn. Sie erzehlte mir das Leben meiner neuen Frau und der Mägde,

die ihr aufwarteten. Sie wird selbsten, sagte sie zu mir, euch einem ihrer Liebhaber in die Hände spielen, und wenn Hülfe nöthig ist, um euch Gewalt anzuthun, sich gerne dazu gebrauchen lassen. Ihre Haupt-Regel ist, daß alle ihre Mägde ihr gleich seyn müssen, und wo möglich, nichts vorzuwerfen haben. Wenn ihr nicht euren Haußrath hier hättet, wolte ich sagen, daß ihr euch fortmachen soltet; aber nun ist nicht daran zu gedencken. Wolt ihr euch in etwas rathen, so will ich euch sagen, was ihr thun sollet. Diese nichtswürdige Frau hat eine kleine Tochter, die sie liebet. Dieses Kind ist von ihrem Mann, wie ich; es gleichet, wie zwey Tropfen Wassers dem Prinzen von ... Ihr müsset ihr also sagen, daß ihr euch zur Gnade ausbetet, euch die Sorge vor die Auferziehung dieses Kindes aufzutragen. Auf solche art werdet ihr zu ihren geheimen Verständnissen und Vertraulichkeiten nicht gebraucht werden, und ich versichere euch, daß sie alsdann kaum alle vierzehn Tage einmal ein Wort mit euch reden wird. Ich folgte diesem Rath mit allem erwünschten Fortgang, und war mit diesem Kind fast beständig eingeschlossen, daß ich mit den übrigen Haußgenossen wenig Umgang hatte, und sie fast gar nicht kennete. Ich war schon sechs Monat lang in dem Hauß, als der Herr Bassa anfieng, dasselbe zu besuchen. Ich hatte ihn schon vielmal gesehen, und das, was ich von seinem Herkommen, seiner Tapferkeit, seiner Aufrichtigkeit und Großmuth gehöret hatte, reitzte mich zu einer starcken Liebe gegen ihn, daß ich

nichts

nichts mehr wünschte, als von ihm geliebet zu werden, und es scheinet, daß der Ehrgeitz an meinen Wünschen Theil hatte. Ich gestehe gerne, daß ich vielmal gesucht habe, von ihm gesehen zu werden, er aber mich niemal wahrgenommen hat.

Die alte Frau, wovon ich geredet, hatte mir erzehlet, daß viele Liebhaber unserer nichtswürdigen Frau aus dem Weg kommen, und ermordet wären gefunden worden. Ich erzitterte hierüber wegen eines Lebens, das mir viel lieber war, als ich glaubte. Ich entdeckte meiner guten Freundin meine Furcht, und sie vermehrte selbige noch dadurch, daß sie mich versicherte, wie man schon anfieng, dessen müd zu werden, vor den ich besorgt wäre. Gebt euch zufrieden, sagte sie zu mir, wenn ich gewisse Leute, auf welche ich Verdacht habe, daß sie gedungene Meuchelmörder sind, werde sehen herein kommen, wil ich euch Nachricht davon geben. Sie hielte ihr Wort, und ich thate darauf das, was ihr in dieser Beschreibung gelesen, und ich euch schon erzehlet.

Die Erkänntlichkeit vor den Dienst, den ich erzeiget, hatte bey einem so aufrichtigen Hertzen alle erwünschte Würkung. Die Jugend, einige wenige Annehmlichkeit, und die Art, meine Liebe zu erkennen zu geben, vollendeten das übrige, ich begabe mich in eine entfernte Wohnung, und wurde fleißig besuchet; mit einem Wort, ich achtete mich glückselig, und glaubte, daß man vergnügt wäre. Man gestunde mir indessen, daß

ich

ich noch eine Rivale hätte; die ich aber, wenn ich sie kennte, nicht beneiden würde. Ja man fügte gar hinzu, daß man Lust hätte, uns zusammen zu thun. Ich willigte nicht allein darein, sondern hatte auch ein grosses Verlangen, daß die Sache geschehen mögte. Wie vielmehr würde ich es gewünscht haben, wenn ich die liebenswürdige Person, von welcher man mit mir redete, würde gekennet haben.

Mein Glück hatte bald ein Ende. Ihr, mein werthester Bassa, reisetet nach Brüssel, nahmet alle meine Freude und Vergnügen mit euch weg, daß mir nichts, als die Hofnung, euch wieder zu sehen, und die Versicherung eurer beständigen Freundschafft übrig blieb. Ich nahm an euren unglückseligen Händeln mit dem Prie so vielen Antheil, als ihr nur glauben möget. Ich schrieb euch dieses Billet, welches euch Nachricht gab, daß euer Verderben beschlossen wäre. Was soll ich sagen von dem, was ich die Zeit eurer Gefangenschafft gelitten, und von der vergeblichen Mühe, die ich mir gemacht habe, euch gewisse wichtige Nachrichten zuzustellen, welche der Secretarius des Grafen von. . . mir Auftrug, euch zu wissen zu thun? O wie wahr ist es, daß die Liebe zwar ihre Annehmlichkeiten hat, selbige aber auch theuer gnug müssen bezahlet werden! Das Urtheil, welches euch zum Tod verdammte, schiene den Meinigen zu verursachen. Ich lag acht Tage lang in beständigen Ohnmachten, und kam nicht eher wieder zu recht, biß ich hörte, daß man euch das Leben schenckte, und nach einem

jähri-

jährigen Gefängniß es euch frey stehen solte, hinzugehen, wohin es euch beliebte. Wie lang kam mir dieses Jahr vor! doch gieng es nur allzubald zu Ende, und die Ungewißheit des Weges, den ihr genommen, machte, daß ich fast beklagte, daß es zu Ende gegangen.

Wenige Zeit hernach kam eure liebe Engelländerin nach Wien, ob ich mich gleich auf das Beste, und so viel mir nur immer möglich war, verborgen hatte, fande sie mich doch. Wir erkandten uns gleich; so wohl hattet ihr uns, eine der andern, beschrieben. Euch suche ich, sagte sie zu mir, und fiel mir um den Hals; ihr kennet mich ohne zweifel, indem ich glaube, daß man euch meine Person so wohl wird beschrieben haben, als die eurige mir ist beschrieben worden. Ich lasse nicht von euch, fuhr sie fort, wir sind an einer Kranckheit kranck, wir wollen suchen, ein Mittel dafür zu finden, wenigstens können wir uns aufrichten, und vielleicht unsere Bekümmerniß, wenn wir sie theilen, erleichtern. Das Zimmer, worinn ich war, war für uns beyde gnug; wir brachten gantzen Tage mit Gesprächen zu. Wir stärckten uns mehr und mehr in dem Entschluß, zu euch zu gehen. Nichts würde unserm Glück gefehlet haben, wenn ihr bey uns gewesen wäret. Weil wir aber nicht wusten, wie lange wir noch von einander würden getrennet bleiben, und das Geld, das wir hatten, vor euch sparen wolten, so lebten wir so haußhältisch als nur möglich war. Wir bezogen eine noch abelegenere und wolfeilere Wohnung. Wir besorgten Abwechse-

lungs-Weise unsere Haushaltung. Wir fingen an, Halstücher u. Röcke zu sticken, u. eine aufrichtige treue Frau verkaufte unsere Arbeit. Auf solche Weise nahm unser Geld nicht ab, sondern wurde vielmehr durch unsere Arbeit und gute Haußhaltung vermehret.

Endlich erfuhren wir, oder hörten vielmehr, daß ihr zu Venedig wäret; andern Gerüchten nach, soltet ihr zu Rom oder in Frankreich seyn, noch andere sagten gar, daß ihr umgebracht, oder ein Carthäuser-Mönch worden wäret. Um uns aus der Ungewißheit zu helfen, schrieben wir nach Venedig, an einige Clöster, erhielten aber keine Antwort. Fünfzehn oder achtzehn Monat hernach, hörten wir vor ganz gewiß, daß das erste Gerücht allein wahr wäre. Wir entschlossen uns, abzureisen, verkauftē unsern Haußrath u. unsere meisten Kleider, nahmen Wechsel-Briefe u. behieltē an Geld nicht mehr, als was wir zu unserer Reise nöthig hatten. Sie war glücklich, und es schiene, als ob uns die Liebe selbsten führte Allein was für ein betrübtes Ende nahm sie! bey unsrer Ankunft hörten wir von nichts, als von der plötzlichen Entfernung des Grafen von Bonneval. Man wuste nicht, wo er hingekommen war, und bildete sich ein, er mögte über sein vielfältiges Unglück in Verzweiflung gerathen, oder sonsten wohin gegangen seyn, um sich auf die übrige Zeit seines Lebens zu verbergen. Wir forschten vergeblich nach, und erfuhren nichts, das uns einigen Trost hätte geben können. Doch entschlossen wir uns zu Venedig zu

bleiben, in der Meinung, daß, weil er vierzehn Tage vor unserer Ankunft noch da war, wir hier noch eher als an allen andern Orten erfahren können, wo er mögte hingekommen seyn.

Wir logirten uns zu Franzosen, und richteten unsere Haußhaltung fast eben auf die Art ein, wie wir in Wien gethan haben. Drey Monat darauf, als meine liebe Engelländern und ich eben ausgiengen, und etwas, das wir zu unserer Arbeit nöthig hatten, einkauffen wolten, trafen wir einen eurer ehmaligen Bedienten an. Ihr könnet euch leicht einbilden, daß wir ihn genau ausfragten; er betheurete uns aber, daß er nicht wüste, wo ihr wäret; doch aber glaubte, daß alles, was man von euch gesprochen, falsch wäre, und ihr kein solcher Mensch wäret, der in Verzweiflung gerathen, oder sich in ein Closter stecken würde. Doch Mesdemoisellés, fuhr er fort, wollet ihr ja Nachricht von ihm haben, so will ich euch zu einer gar artigen Person, die er fleissig besuchte, und ohne Zweifel seine gute Freundin war, hinführen. Wenn ihr bey ihr nichts erfahret, so kennet ihr festiglich glauben, daß ihr vergeblich hieher gereiset; denn mich dünkt, ich soll euch kennen, und eine von euch zu Wien, die andere zu Brüssel gesehen zu haben, und glaube, daß ihr nicht hieher gekommen, Venedig zu sehen und der Vermählung des Doge mit dem Meer beyzuwohnen; doch das geht mich nicht an, kommt nur mit mir. Er führte uns zu euch Liebenswürdige. . . . Ihr werdet also, da euch

und

nun die Ordnung trifft, das übrige von unsern Begebenheiten und unsere Reise erzehlen.

Verfolg der Historie der Engelländerin, der Teutschen und der Marseillerin

Warum fahret ihr nicht fort? Ihr wisset ja so gut, wie ich, was noch übrig ist zu beschreiben, und habt mehrere Geschicklichkeit dazu. Doch weil der Herr Bassa sein Vergnügen daran hat, ist es billig, daß ich gehorsame. Ich ließ nichts das geringste mercken von dem, was mir der Graf von Bonneval ins geheim anvertrauet hatte, und stellte mich vielmehr bey denen Personen, wo ich wohnte, (denn zu andern kam ich nicht,) als ob ich in der grösten Bekümmerniß wegen seiner Abwesenheit wäre. Indessen aber, ob ich gleich die Sache wuste, war mein Verdruß deswegen nicht geringer, sondern wohl eben so groß, daß ich die Leute ohne Mühe bereden konte, ich wäre so unwissend hierinn, als ich mich anstellte. Den zärtlichen Abschied, den er bey mir nahm, achte ich höher, als alles; allein dadurch wurde nicht allein meine Liebe, sondern auch zugleich meine Betrübniß vermehret. Ich dachte öfters bey mir selbsten, warum hat er mich nicht auf eine gleichgültige Art verlassen? vielleicht würde ich ihn haben vergessen können. Allein nun weiß ich, daß er mich liebet; ich weiß, wo er hingegangen ist, aber ohne Hofnung, ihn jemahls wieder zu sehen. Diese Gedancken lagen mir Tag und Nacht im Sinn. Meine Gesundheit muste drüber leiden, und ich empfunde alle Tage mehr Mattigkeit. Ihr werdet euch noch zu erinnern

nern wissen Mesdames, in was für einem betrübten Zustand ihr mich angetroffen habt. Dem ohngefehren Glück, welches mir eure Bekanntschafft zuwege brachte, und dem Vergnügen, das ich bey euch hatte, habe ich mein Leben zu danken.

Gleich an der Art, wie sie den Namen des Grafen von Bonneval nennten, erriethe ich, daß sie diejenigen wären, von welchen er mit mir geredet hatte. So bald wir uns sahen, wurden wir gute Freunde; und die Liebe, welche bey so vielen andern Uneinigkeit erwecket, war das Band unserer Vereinigung. Wir beredeten uns, daß wir beysammen bleiben wolten. Es war in dem Hauß, wo ich wohnte, noch ein Zimmer, das wir noch zu dem Meinigen annahmen. Man vereinigte sich wegen des Kostgelds, welches, weil unserer drey waren, nicht gar viel austrug, und mir sehr wohl zu statten kam, da ich am wenigsten mit Geld versehen war. Meine neue Gesellschaft erweckte in mir eine Liebe zur Arbeit, da ich hingegen vor ihrer Ankunft ein ziemlich müssiges Leben führte, spat aufstunde, und die übrige Zeit mit nichtswürdigen Dingen zubrachte. Sie lernten mich sticken, und unserer Wirthin ihre Töchter, welche schon groß und sehr vernünftig waren, begaben sich auch bey ihnen in die Lehre. Einige Zeit darauf wurde unsere Arbeit gemeinschaftlich verkauft, und das daraus gelösete Geld in fünf Theile getheilet, und blieb uns noch allezeit mehr übrig, als wir zu Bezahlung unserer Kost nöthig hatten. Wir richte-

richtete eine gewisse Ordnung unter uns auf die uns aber nicht zum Zwang dienen solte. Wir stunden fast zu einer stunde auf, u. fiengen zu gleicher Zeit an zu arbeiten, waren alle fünffe den ganzen Tag beysammen, speiseten früh, zur Nacht, und nach dem Nacht-Essen gingen diese Damen u. ich in unsere Zimmer. Diese ordentlich eingerichtete Lebens-Art, u. das Vergnügen, welches uns die liebenswürdige Engelländerin durch ihre kluge u. aufgeweckte Gespräche machte, halfen mir zur Gesundheit, daß ich in Zeit von einem Monat vollkommen wieder hergestellet war.

Des Abends, wenn wir in unserm Zimmer allein beysammen waren, redetē wir von unserm lieben Grafen, und eine jede unter uns stritte gleichsam mit der andern, wie sie ihre Liebe aufs lebhafteste vorstellen und am meisten Gutes von ihm reden möchte. Als ich ihnen erzehlte, wo er mich angetroffen wie er mit mir umgegangen, und mir Bedenk-Zeit gegeben, ehe er das Geschenk meiner Person annehmen wolte, und mit was für einer großmüthigen Freygebigkeit er das, was er an Geld hatte, mit mir theilte, konten sie für Freude und Verwunderung ihre Thränen nicht halten, und betheureten, daß das, was er vor mich gethan, sie zu desto grösserer Liebe gegen ihn aufmunterte. Und was sie hinwiedrum mir erzehlten, daß er vor sie gethan, hatte gleichen Eindruck bey mir.

So unterhielten und vermehrten wir unsere Liebe, auf eine so angenehme Art, daß wir, an

statt betrübt zu seyn, einander aufmunterten. Wir waren alle drey überzeugt, daß er uns liebte, und zweifelten also fast gar nicht, daß unser Wunsch dermaleins würde erfüllet werden. Er hat hohe Verdienste, sagten wir unter einander, und hat in Ungarn gedienet, wie die Türcken wohl wissen. Diese werden ihn gewißlich zu gebrauchen, und ihm den Schaden zu ersetzen wissen, den ihm seine Feinde am Wienerischen Hof verursachet haben. Hiezu aber brauchte man zeit; zudem hat er versprochen, so bald er in einem guten Stand seyn würde, Nachricht zu geben; welches er auch ohnfehlbar thun wird.

Im übrigen wuste kein Mensch in der Welt, was wir vorhatten. Meine beyde gute Freundinnen wurden vor meine Verwandten angesehen. Ich hatte meiner Wirthin und ihren beyden Töchtern befohlen, ihnen ja nicht zu sagen, daß ich einige Bekanntschafft mit dem Grafen von Bonneval gehabt hätte, und drohete ihnen, daß ich den Augenblick von ihnen wegziehen würde, wenn sie nur ein Wort davon gedächten. Es war höchstnöthig, unsere Sachen so viel möglich geheim zu halten, indem die heutige Welt sich nicht leicht zu unserer Art zu lieben entschliesset, und man uns für Narren würde gehalten, auch wohl gar als solche eingesperret haben, sonderlich nachdem man die seltsame Verwandelung des Grafen von Bonneval in einen Bassa erfahren.

So eingezogen wir auch lebten, bekamen wir doch genaue Nachricht. Meine Wirthin sagte mir ins besondere alles, was sie erfuhr, und ich trug

trug es meinen guten Freundinnen wieder vor. Wir waren etwa sieben oder acht Monat schon beysammen, als sie einmal sehr traurig zurück kam, und zu mir sprach: Euer Graf hat schöne Sachen angefangen; er ist nicht werth, daß ihr mehr an ihn gedenket. Lese diesen Zettel, den die Türken überall ausstreuen, so werdet ihr sehen, was es bedeutet; ich hab die Kräfte nicht, es euch zu sagen; in so grosse Bestürzung und Verzweiflung bringet mich diese Nachricht, aus Liebe zu euch. Wer hätte diß jemals glauben sollen? er schiene so ein ehrlicher Herr zu seyn.

Dieser Zettul war eine umständliche Erzehlung der Beschreibung unsers lieben Grafen, und enthielte ohngefehr das, was wir in dieser Beschreibung gelesen haben. Man hatte noch hinzugefüget, daß sie der Groß Muphti selbsten verrichtet, und Gott, durch diese Vorbitte des grossen Propheten Mahomets bewogen, die Wunde in einem Augenblick geheilt, und damit bezeuget hatte, daß ihm diese Veränderung angenehm wäre.

Ich gestehe, daß mich diese Zeitung in die gröste Betrübnis setzte, und ich Anfangs voller Unwillen und Zorn war. Ich ließ es zwar nicht merken, und hütete mich, mit meinen guten Freundinnen ins besondere zu reden. Des Abends aber, als wir allein waren, gab man mir einen Verweiß, daß ich den gantzen Tag verdrießlich und voller Gedanken gewesen wäre. Meine gantze Antwort bestunde in einem Bach von Thränen. Ich warf den Zettel auf den Tisch, und

sagte zu ihnen; da sehet euer und mein Unglück, und worauf wir uns künftig hin Hofnung machen können. Sie lasen es, und schienen so bestürzt zu seyn, als ich. Doch nachdem wir einige Zeit unserm Schmerzen u. Betrübniß freyen Lauf gelassen, fieng endlich unsere liebe Engelländerin, auf deren Lippen ich wohl sagen kan, daß die Weisheit und Beredsamkeit ruhet, an, uns zu trösten.

Diese Veränderung, sagte sie, welche dem guten Namen, den der Graf von Bonneval unter allen Christen gehabt, einen unendlichen Stoß gibt, geht mir so sehr zu Herzen, als euch. Und ich gestehe, daß alle Religions-Veränderung, wenn sie aus zeitlichen Absichten herzukommen scheinet, ein wahrer Schand-Flecke ist, und bey der Ehre und Redlichkeit nicht bestehen kan. So gedenket fast die ganze Welt, und man wird ihr wol schwerlich andere Gedanken beybringen können. Ich hab diese Veränderung allezeit vermuthet, und bin mehr als einmal bedacht gewesen, euch darauf gefast zu machen, weilen ich mich aber in meinen Muthmassungen betriegen konte, so wolte ich es lieber erwarten, und euch nicht zum voraus beunruhigen. Ich kenne den Grafen von Bonneval schon seit siebenzehn Jahren, und habe seine Gemüths-Beschaffenheit und Neigungen aufs genaueste ausgeforscht. Er liebet Ehre und Ruhm über alles, und hingegen ist ihm die Verachtung was unerträgliches, daß er alles in der Welt thut und anwendet, um sich zu rächen. Um dieser Ursache willen hat er sein

Vater-

Vatterland verlassen, und gegen seinen König gedienet. Ich hab selbsten im Haag gesehen, wie hoch man seine Dienste geachtet, und in was für einem Ansehen er bey allen andern General-Officiern gestanden.

Seine unglückliche Händel mit dem Marquis de Prie, und die verdrießliche Folgen derselben haben ihn gegen den Kayser und gegen Teutschland eben so aufgesetzt, als Chamillard durch seine Vorziehungen gegen Franckreich. Ich kan es zwar nicht genau wissen, doch getraute sich mir, zu behaupten, daß die Verachtung, welche man gegen ihn bezeugte, indem man ihm die Freyheit ließ, seine Dienste anderswo anzubieten, ihn am meisten verdrossen hat. Darum er sich auch wohl entschlossen hat in die Türkey zu gehen, nicht, um daselbst ein unnützes und müssiges Leben zu führen, sondern sich empor zu schwingen, und in einen Stand zu setzen, sich wegen des ihm erweckten Verdrusses zu rächen. Ihr wisset vielleicht nicht, daß, das ein beständiges Gesetz in der Türkey ist, keinem Menschen eine Bedienung in ihrer Armee zu geben, wenn er nicht ihre Religion annimmt. Da er nun an seine Religion, wie ihr wohl und so gut, als ich wisset, sich nicht so sehr gebunden, hat er sich diesem Gebrauch unterworfen; und wenn wir ihn damals, als er so zu sagen gar keine Religion hatte, liebten, warum wollen wir ihn nun nicht mehr lieben, nachdem er eine Religion angenommen hat? was mich anlangt, so liebe ich den Grafen von Bonneval, das ist, einen

 wahr-

warhaften aufrichtigen und in seiner Freundschaft weit mehr, als in seinem Haß beständigen Mann. Die Türckische Religion wird diese Tugenden in ihm nicht auslöschen, und meine Liebe nicht verringern. Ihr möget also erwehlen, was ihr wollet: und so lieb mir auch eure Freundschaft ist, so erkläreich mich hiemit, daß ich zu ihm gehen werde, so bald ich hören werde, daß er sich vest gesetzet, u. ich ihm nicht beschwerlich fallen werde. Ich mißbillige seine Veränderung, doch verzeihe ich sie ihm wegen der Verzweiflung, worein ihn seine Feinde gestürtzt, und habe Mitleiden mit ihm. Ich hoffe, ihr werdet meine Art zu denken annehmen. Wer weiß, ob wir nicht, wenn er in unsern Armen stirbt, den Trost haben werden, ihn als einen Christen sterben zu sehen?

Diese Gründe beruhigten uns; wir stellten sie uns vielmal wieder vor, überlegten sie auf unsere Art, und machten den Schluß, daß wir unsrer Liebe keine Gewalt anthun würden.

Es wäre vergeblich gewesen, wenn wir hätten anders schliessen wollen, indem wir doch von unserm Urtheil wären betrogen und immer wieder auf diesen Schluß gebracht worden. Wir entschieden demnach die Sache also, daß so bald wir angekommen wären, der Graf von Bonneval uns heyrathen solte. Da seine neue Religion ihm die Vielweiberey gestattete, so hatten wir keine Ursachen zu untersuchen ob er recht hätte; wir indessen würden dabey unserer Religion nachleben, indem wir, eine jegliche, nur einen Mann haben

wurde.

würde. Uberdiß, fuhr die Engelländerin fort, war diß der Gebrauch der Patriarchen. GOtt hat ihn also erlaubet; folglich kan er an sich selbst nicht böse seyn: so dann werden wir auch nicht die ersten Christinnen seyn, welche in einem Serrail eingeschlossen worden, und wohl gewust haben, daß sie nicht Frau allein von ihrem Mann gewesen sind; und habe ich in vielen Nachrichten gelesen, daß ihnen hierüber die Mißionarii ihr Gewissen nicht Rege machten. Wir werden in dem Serrail ohngefehr leben, wie wir hier leben; ihr werdet Mißionarios haben, und ich werde es machen, wie ich es jetzo mache.

Diese Abbildung des Christenthums in der Türckey brachte mich auf die Gedancken, die Engelländerin zur Annehmung der Catholischen Religion zu bewegen. Ich truge es unserer Gemeinschafftlichen Freundin vor, welche es gut hiesse. Allein das Unternehmen war schwer vor uns beyde, indem sie einen weit höhern Geist, und anbey sehr vieles gelesen hatte. Indessen wagten wir es doch. Seitdeme wir beysammen waren, hatten wir ein Gesetz unter uns gemacht, daß wir von der Religion nicht anders als überhaupt reden, und uns in keinen besondern Streit einlassen wolten; und dieses Gesetz hatten wir bißher aufs genauste beobachtet. Einmal aber stunden wir früher auf, als gewöhnlich, und kamen zu ihr, da sie noch im Bette lag. Ich umarmte sie, und sagte zu ihr: wir kommen zu euch, um mit euch von einer Sache zu reden, die uns sehr am Hertzen ligt. Wir haben deßwegen zwar

lange Zeit Anstand genommen, doch aber endlich uns entschlossen, das Eis zu brechen, in der Versicherung, daß ihr das, was wir euch zu sagen haben, nicht übel auslegen werdet. Habt ihr einen Augenblick dran zweiflen können, antwortete sie mir? So habt ihr mir unrecht gethan. Doch ich verzeihe euch diesen Fehler, weil ihr ihn jetzo verbessert.

Ich that einen kleinen Vortrag, welchen ich vorher ein wenig bedacht hatte, und bate sie, mich ausreden zu lassen. Wir sind ein Herz und eine Seele, und machen durch unsere Zufriedenheit die wir zusammen haben, einander glücklich. Eins aber fehlt an der Vollkommenheit unserer Vereinigung; nemlich die Gleichheit der Religion. Eure Vorfahren sind unsrer Religion gewesen. Ich besitze die Gelehrsamkeit nicht, die Ursachen und Gründe zu widerlegen, die man in eurem Land mag gehabt haben, die Religion zu reformiren, doch glaube ich, werdet ihr so billig seyn, daß ihr zum Exempel nicht glaubet, daß der Pabst der Antichrist sey. Was mag euch daran gelegen seyn, ob die Priester und Bischöffe heyrathen oder nicht heyrathen? könnet ihr wol glauben, daß alle Christen biß auf die Reformation auff dem bösen Wege gewesen? kan man wohl die Fasten und den ledigen Stand deswegen, weil sie zur Seligkeit nicht nöthig sind, zur Sünde machen? Ist die wirkliche Gegenwart des Leibes JESU Christi in dem Abendmahl schwerer zu glauben, als die Dreyeinigkeit oder die Menschwerdung? was weiß ich? ich sagte ihr

te ihr alles was ich konte, und fügte noch als den lezten Beweg=Grund hinzu, was sie in der Turkey machen wolte, da sie keine Mißionarios haben würde?

Sie dankte uns u. sagte, wie sie versichert wäre, daß wir aus wahrer Freundschafft geredet hätten, sie wolte das, was wir zu ihr gesprochen, ernstlich überlegen, und nach einiger Zeit uns Antwort geben; doch alles, fügte sie hinzu, mit dem Beding, daß wir, es mag auch geschehen, was es will, gute Freunde bleiben, und von unserm Vorhaben nicht ablassen.

Sie hütete sich lange Zeit, nur ein Wort mit uns zu reden. Endlich fragte sie uns, ob wir nicht einen Priester kennten, dem sie ihre Zweifel entdecken könte, und versicherte uns, daß sie zu uns treten wolte, wenn sie die Erläuterung finde, die sie wünschte. Ich wiese sie an einen Dominicaner, welcher für sehr geschickt gehalten wurde; sie gieng zu ihm, war mit ihm zufrieden, und hielte ihr Wort, daß sie uns gegeben hatte. Diese Veränderung vereinigte uns noch viel genauer, als wir vorher waren.

Diejenigen, welche diese Beschreibung lesen werden, werden sich ohne Zweifel wundern, daß drey Persone, welche ein ordentliches Leben führten, und die Pflichten ihrer Religon beobachten, bey dergleichen Vorhaben, wie wir hatten, beständig blieben. Wir müssen ihnen Erläuterung geben. Es mag nun recht oder unrecht seyn; wir hatten einmal das Urtheil gefället, daß es keine Sünde wäre, daß wir eine Person liebten, indem wir

wir willens wären, seine Weiber zu werden: und waren untereinander einig worden, daß wir unsern Beicht-Vätern nichts davon sagen wolten.

Wir gedachten zu gleicher Zeit, unsere Sachen in Ordnung zu bringen. Unsere Priorin, so nennten wir die kluge Engelländerin, war darauf bedacht, wie ich von meiner Muhme, mögte befriediget werden. Seit dem gottlosen Streich, den sie mit mir gespielet hatte, wuste sie nicht, wo ich war, und begehrte mich auch nicht aufsuchen zu lassen. Venedig ist groß; ich wohnte am Ende der Stadt, und kam nur alle Fest- und Sontage aus, um in ein benachbartes Kloster zu gehen, und Messe zu hören. Unsere Priorin also, die alles genau wuste, gieng zu ihr, und sagte, daß ich in Sicherheit wäre, und die göttliche Vorsehung mich aus dem schändlichen Hause, wo sie mich um meine Ehre bringen wollen, errettet hätte, und ich allen Beweiß dieser erschrecklichen That in Händen hätte, und entschlossen wäre, die Sache öffentlich anzubringen, und so weit, als mir möglich zu treiben, wenn sie mir mein Guth nicht wolte heraus geben; und daß sie selbsten, die mit ihr redete, bereit wäre, zwanzig biß dreyßig tausend Francken anzuwenden, um mir zu meinem Recht zu verhelfen. Diese mit Ernst und Ansehen geführte Worte erschreckten diese gottlose Frau, daß wir endlich nach vielem Zanck vier tausend Francken zogen. Wir thaten sie zu dem andern Geld, das wir hatten. Ich rede also, weil die ansehnliche Summe, welche meine beyde gute Freundinnen mitgebracht hatten,

ten, unter uns gemein, und die Verordnung gemacht worden war, daß die letzt-lebende alles haben solte. Dieses Geld lag nicht müssig, sondern wurde im Handel gebraucht, weil unsere Stickerey-Arbeit unserer Wirthin einen freyen Eingang in die vornehmsten Häuser von Venedig verschaffte, bediente sich unsere Priorin dieser Gelegenheit, durch sie feine Leinwand und Spitzen zu verkauffen, also daß wir in drey oder vier Jahren mehr als siebenzig tausend Franken beysammen hatten, die wir mit hieher gebracht haben.

Die Zeit verfloß unvermerkt, ohne daß wir einmal wusten, wie wir unser Haupt-Vorhaben ausführen, und unsere Unruhe endigen solten. Unsere gröste Freude war, wenn wir zu Zeiten etwas von dem Grafen von Bonneval erfuhren. Wir wusten wohl, daß er war Bassa worden, bey der Pforte in grossem Ansehen stunde, und man ihm ein weit von Constantinopel und in einem elenden Land gelegenes Gouvernement, gegeben hatte. Die damahligen Empörungen setzten uns in grossen Schrecken / biß wir erfuhren, daß er zurück gekommen, und Befehl erhalten, die Türken abzurichten, den Krieg auf französische und teutsche Art zu führen. Diese Zuruckkunft und sein Stillschweigen betrübten mich sonderlich: er hat mir versprochen, sagte ich zu meinen guten Freundinnen, Nachricht zu geben, so bald er einen vesten Platz hätte; es scheinet aber, daß er mich vergessen hat, und eine Türkin oder

Arabèrin

Araberin sein Herz besitzet. Sie trösteten mich aufs beste, konten aber kaum etwas ausrichten.

Endlich kam einmal die so sehnlich gewünschte und so lang erwartete Nachricht. Der Brieff selbsten lautete nicht so eilfertig: aber wie viele Umstände waren darin enthalten! sonderlich die Worte: Ach daß ich eben dieses zu meiner „ Teutsch- und Engelländern sagen könte, ꝛc. machten uns eine unendliche Freude. Unsere Abreise ward den Augenblick beschlossen und verabredet worden, daß ich schreiben, aber nur von mir reden, u. nicht ein Wort von meinen Freundinnen gedenken solte. Ich kan nicht begreiffen, warum mein Antwort erst nach uns gekommen ist, da sie doch dem Türkischen Agenten gewiß eingehändiget worden. Wir brauchten mehr als einen Monat Zeit, uns zu unserer Abreise fertig zu machen. Die Sache war schwer auszuführen. Ganz Venedig, sonderlich die Inquisition würde sich entgegen gesetzt haben, wenn sie nur den geringsten Argwohn von unserm Vorhaben gehabt hätte; und gewißlich würden wir sie ohne die Geschicklichkeit unserer Priorin niemals zu Stand gebracht haben. Wir hatten noch an vielen Orten zu fordern, und brauchten Wechsel-Brieffe, und diß alles besorgte sie.

Die gröste Schwierigkeit war in Ansehen unserer Wirthin. Wir wendeten ein Gelübde vor, das wir unserer Liebē Frau zu Loretto gethan hätten, und zahlten ihr nach unserer Gewohnheit ein viertel Jahr voraus, um ihr allen Argwohn zu benehmen. Zu unserm Glück hatten wir nicht

vielen

vielen Haußrath, und fast nichts als unser Leinen-Geräthe und Kleider. Unsere Paquete wurden bey Nacht zu einem Kauffmann, welchen uns der Türckische Agent angewiesen hatte getragen. Wir aber giengen gegen den Abend in ein Englisches Schiff, aus welchem wir uns des Nachts in ein Türckisches Schiff begaben, das uns gerades Weges nach Constantinopel bringen solte. Der Capitain hatte seine Ordre von dem Agenten, empfieng uns wohl, und hatte die Höflichkeit uns sein Zimmer einzuräumen, und vor sich ein kleines Neben-Zimmer zu behalten. Wir hatten Brieffe an unterschiedene Gouverneurs, im Fall uns das Wetter nöthigte, in ihren Hafen einzulauffen.

Eine andere Feder als die Meinige solte hier das Vergnügen vorstellen, das wir hatten, den Weg angetretten zu haben, dessen Ende uns so erfreulich und angenehm seyn solte. Diese beyde Damen kamen mir hundert mahl libens-würdiger vor, und sonderlich schien unsere Priorin mehr, als es bisher geschehen, ihre natürliche Lebhafftigkeit und Munterkeit angenommen zu haben, daß ich unmöglich anführen kan, wie viel Zeitvertreibende Gespräche sie mit uns gehalten. Wir hatten bey unserer gantzen Reise keine lange Weile, und ausser einigen Stürmen, die wir ausstehen musten, würde sie vollkommen glücklich gewesen seyn. Wir lieffen in einen kleinen Hafen der Insul Creta ein, unsere Recommendations-Brieffe gereichten uns zu grossem Vortheil. Der Comendant empfieng uns aufs beste,

und logirte uns bey seine Weiber, so daß wir keine Ursache hatten, verdrießlich zu werden, wenn wir nicht ein so grosses Verlangen gehabt hätten bald anzukommen. Endlich kamen wir nach Constantinopel; der Capitain führte uns in sein Hauß, und da wir ihm unser Vorhaben entdeckten, bezeugte er uns noch einmahl so viele Höfflichkeiten. Wir eilten, aber es war vergebens, er behielte uns zwey Tage bey sich, die wir fast völlig mit Schlaffen zugebracht haben, weil wir beym Ende unserer Reise fast allezeit ein schweres Wetter hatten, und also keiner Ruhe geniessen konten. Er verschaffte uns hierauff die nöthige Bequemlichkeit, um uns hieher zu begeben.

Ich muß noch zu diesem Bericht, welchen ich meiner wenigen hierzu nöthigen Gaben ungeachtet habe abstatten müssen, dieses hinzu fügen, daß wir alles gefunden, was wir gehoffet haben, vollkommen zufrieden sind, und der Graff von Bonneval noch als ein Türck so liebens würdig ist, als da er ein Christ war. Doch muß ich gestehen, daß seine drey andere Weiber uns Anfangs eyffersüchtig machten; allein überdiß, daß sie sehr vernünfftig sind, ist unsere Liebe vielmehr eine zärtliche Freundschafft, als eine eigentliche Liebes-Begierde.

Hier ergreiffe ich wieder die Feder, das übrige Stück meiner Begebenheit zu beschreiben. Es wäre mir lieb gewesen, wenn sie sie hätten fortsetzen wollen. Allein keine unter ihnen hat die Mühe übernehmen wollen. Nachdem meine

Be

Bestürtzung, und die erste Freude, die mir ihre Ankunfft verursacht hatte, vorbey war, ließ ich meine erste Sorge seyn, mich so viel mir nur möglich, nach ihren Absichten und ihrer großmüthigen Liebe zu richten, die wenigstens, so viel ich weiß, noch nicht ihres gleichens gehabt hat. Ich heyrathete sie alle drey, und erklärte in einer bewährten Verordnung, daß sie frey wären, und mir zwey und siebentzig tausend Francken zugebracht hätten die sie von meiner Verlassenschafft zurück nehmen solten; und daß ihnen über diese Summe, noch einer jeden von meinen Gütern die Summe von funfftzig tausend Francken solte ausgezahlet werden, doch mit dem Beding, daß bey sich ereignenden Sterb-Fall der Theil der einen dem andern zufallen, und endlich alles, sowohl was sie mitgebracht, als was ich ihnen gegeben, der Letztlebenden zu Theil werden solte. Diese Verordnung wurde unter uns Vieren geheim gehalten, daß die Türckin und die Persianerinnen nichts davon erfuhren.

Man wuste in Constantinopel die Ankunfft der drey Christinnen, wie man redete, und was dieses lange Zeit der Inhalt des Gesprächs der gantzen Stadt. Man konte ihre Hertzhafftigkeit, Beständigkeit und Treue nicht genug bewundern. Alle meine guten Freunde wünschten mir deßwegen Glück. Selbsten der Groß-Sultan hatte die Gnade vor mich, deßwegen mit mir zu reden, und wolte alle ihre Begebenheit wissen. Ich brachte es also kürtzlich zu Papier. Seine Hoheit lasen es mit Vergnügen, und begehrten,

daß es in seinem Serail solte gelesen werden, aus welchem es in die gantze Stadt, ja in das gantze Reich sich ausbreitete. Ich bediente mich der Neugierigkeit des Groß-Sultans mit Nutzen, und erhielte ein Patent, welches dasjenige, was ich ihnen zu lieb verordnet hatte, bekräfftigte, und worinnen er noch von freyen Stücken hinzu setzen lassen, daß nach meinem Todt sie das Schloß, das er mir gegeben, unter seinem besondern Schutz, Lebenslang behalten solten, wenn sie nicht lieber zu denen Christen zurück kehren wolten, welches sie mit aller Freyheit und Sicherheit, sowohl für ihre Persohnen und Sclaven, als für ihre Effecten, mit Verbieten an alle, sie im geringsten zu beunruhigen, bey Straffe, die Ungnade der hohen Pforte zu erfahren.

Nachdem also ihr Glück und ihre Freyheit gesichert war, machte ich eine Ordnung in meinem Serrail und in meinem gantzen Hauß-Wesen: Mit Einwilligung und auff Ansuchen der Teutschen und der Marseillerin, wie auch der Türckin und der beyden Persianerinnen erklärete ich die Engelländerin zu meiner ersten Frau. Sie ist bey viertzig Jahr alt, scheinet aber kaum dreyßig alt zu seyn; und hat von der Annehmlichkeit ihrer Jugend nichts verlohren. Ich habe ihr die Sorge über mein gantzes Hauß-Gesind übergeben, ohnerachtet sonsten der Landes-Gebrauch nicht gestattet, eine Frau seines Herrn zu sehen; ihr muß man von allem Rechnung thun, was die Ausgaben betrifft. Ich kan ihre Sorgfalt und ihren Verstand nicht genug loben. Alles ist or-

dentlich

dentlich und schön in Uberfluß, und auch wo es nöthig ist, in Pracht, und kostet mich bey weitem nicht so viel, als vorher. Bey dem allem hab ich viel baar Geld; daß ich in meinem gantzen Leben niemahls gehabt.

Damit sie mit denen, die ihre Befehle ausrichten, reden könne, hab ich in ihre Kammer ein Fenster machen lassen, das auff einen grossen Saal gehet, und an welchem sie ihre Audientz giebt. Zum Schein stehen am Ende des Saals allezeit zwey Sclaven, so lang man mit ihr redet. Dieses Fenster dienet ferner darzu, daß sie hören kan, wenn zu Zeiten ein Mißionarius kommt und Meß lieset. Ich setze mich zwar hierdurch in viele Gefahr, allein ich hab ihnen dieses Vergnügen nicht abschlagen können. Bißher ist es verschwiegen geblieben, und ich hoffe, daß es noch fernerhin verborgen bleiben werde.

Der Friede regieret in meinem Serrail; und dieses mag wohl das Eintzige im Ottomannischen Reich seyn, wo er anzutreffen. Hier findet man weder Eiffersucht noch heimliches Verständnüß, noch unnützes Gezänck, sondern meine sechs Weiber sind vollkommen einig, und ihre Sclavinnen folgen ihnen hierinnen nach. Was mich anlangt so liebe ich sie eine wie die andere; oder es scheinet daß ich sie so liebe. Die drey Christinnen sind die ersten, die mich auffmuntern, gegen die andern mich freundlich und noch freundlicher als gegen sie selbsten zu bezeugen. Sie werden in Kleidung, Haußrath und andern Sachen, welche das Frauenzimmer wünschen mag, eine

wie die andere gehalten. Die Lust zur Arbeit findet sich bey ihnen, und haben die Engelländerin und ihre Gesellinnen eine gewisse Ordnung unter ihnen eingeführet. Sie arbeiten zusammen in einem grossen Saal; und der Nutzen, welcher aus der Arbeit gezogen wird, ist gemeinschafftlich, und wird zu ihrer Ergötzung angewendet. Wanns schön Wetter ist, gehen sie in den Gärten spatziren, oder schöpffen frische Lufft auff der Altan, die über ihrer Wohnung ist, oder fangen allerhand unschuldige Spiele an; zu Zeiten halten sie auch Mahlzeiten und Music. Den gantzen Tag hört man sie lachen und singen. Sie speisen zusammen, und die Engelländerin, welche einer jeden ihren Appetit kennet, sorget für ihre Vergnügung Mit einem Wort, sie sind so vergnügt zusammen, daß in drey Jahren keine kranck gewesen ist.

Ich komme nur des Abends zu ihnen; da wir nach Frantzösischer Art zu Nacht speisen, an welche die Türckin und Persianerin sich ohne Mühe gewöhnet haben. Nach dem Nacht-Essen singen, tantzen und spielen sie auff den Instrumenten, bißweilen auch wohl eine Comödie. Dazu hat sie die Engelländerin angeführet; sie selbsten hat einige Stücke ausgearbeitet, die gewißlich überall Beyfall finden würden, und unter andern eines, worin ihre Begebenheiten so wohl, als der andern beyden ihre, mit aller möglichen Kunst und Annehmlichkeit beschrieben sind. Ich besuche sie eine nach der andern, mehr aus Freundschafft, als Liebe, die man bey meinem

nem Alter wenig mehr findet. Die Engelländerin hat meine Hochachtung und gantzes Vertrauen. Die Erkäntlichkeit und Danckbarkeit bindet mich an die Teutsche; und gegen die Marseillerin habe ich eine wahre zärtliche Liebe; der betrübte Stand, aus welchem ich sie erlöset, und die Art, wie sie sich mir ergeben, machen sie mir ungemein lieb und werth. Die Türckin und die Persianerin würden alle meine Neigung haben, wenn die drey andern nicht gekommen wären, solche mit ihnen zu theilen.

Wenn die Liebe und Gemächlichkeit einen Menschen könten glücklich machen, würde ich es gewißlich seyn. Aber mein Schicksal bringt es so mit sich, daß ich mir entweder selbsten Bekümmernüß machen, oder andere Leute mich quälen müssen. Nicht zu gedencken einiger Bekümmernüsse; deren Ursache man leicht errathen kan, und die ich mit Mühe zu unterdrücken suche, so war es mir sehr verdrießlich, mich so müßig zu sehen, und zu mercken, daß man nur aus Eiffersucht und Mißtrauen mir nichts zu thun gab. Ich fuhr fort, die Truppen zu exerciren, welche Abwechselungs-Weise beym Sultan die Wache haben musten, weil die kleine Anzahl, die ich abgerichtet, bey der letzten Schlacht gegen die Perser sich wohl gehalten hatte, daß Seine Hoheit, der gedachten Widersprechungen ohnerachtet, mir anbefohlen, meine Exercitia wieder

vorzunehmen. Allein was ist diese Beschäfftigung in Vergleichung gegen die, auff welcher ich mir Hoffnung gemacht hatte? Es verdroß mich um so vielmehr, als ich aus allem, was ich von dem Krieg gegen die Perser wuste, versichert war, daß ich mit weniger Mühe grossen Ruhm hätte erwerben können. Thamas Kouli-Kan hatte den Frieden, den man eben im Begriff war zu schliessen, hintertrieben, sich der Persischen Armee bemächtiget, und bald darauff die Crone davon getragen. Es ist selbiger ein Waghals, den man nicht kennet, der weder ein Griech, noch Türck, noch Persianer ist, sondern wie man vorgiebt, ein Christlicher Sclave gewesen, und sich gar bald zum Gesetz des grossen Propheten bekennet hat.

Er mag nun seyn wer er will, so muß er Verdienste haben, indem man von dem geringsten in den höchsten Stand nicht ohne grosse Geschicklichkeit gelangen kan. So viel ich aus der Erzehlung vieler Officiers, mit denen ich gesprochen, hab erfahren können; so ist seine Geschicklichkeit im Kriegs-Wesen mäßig. Seine Siege hat er einigen Officirern, die von den Moscowittern zu ihm übergangen, und seine Cavallerie abgerichtet, zu dancken, und hat dadurch die Oberhand behalten. Uber diß haben sich die Türckische Generalen über die massen schlecht auffgeführet. Sie verliessen sich allem Ansehen nach, auff die grosse Menge ihrer Truppen, suchten den Feind blindlings auff, und griffen ihn mit Ungestüm und Unordnung an, ohne Vorsicht und

Auff-

Auffmercksamkeit, und ohne vorher wegen des Lands sich erkundiget zu haben. Man wird es in Europa ohne Zweiffel für eine Fabel gehalten haben, was man von der Kriegs-List der Perser gesagt, daß sie einen gewissen Bezirck Landes unterminirt, und die Türckische Vor-Truppen durch ihre Flucht darauff gelocket hätten. Allein es hat seine Richtigkeit. Die Minen waren zwar nicht so beschaffen, daß man die sämbtliche Vor-Truppen hätte in die Lufft sprengen können, wie vielleicht die Moscowiter mögen geschrieben haben; sondern zwey oder drey Minen sprungen an verschiedenen Orten, und verursachten bey unsern Leuten eine so grosse Furcht und Bestürtzung, daß die Perser umwendeten, sie verfolgten, und sie nebst den andern Truppen, die zu nahe bey ihnen stunden und in grosser Unordnung waren, ohne Mühe übern Hauffen warffen. Zum Unglück hatten sie enge Wege hinter sich; und das verursachte ihren grossen Verlust, indem sie sich allein auff einmahl hinein begeben wolten, und unter einander kamen, und also wie eine Heerde Schaafe nieder gemacht wurden.

Der Groß-Sultan hatte die Gnade vor mich, mich um Rath zu fragen, wie man sich in diesem Krieg auffführen solte; und meine Antwort war, daß es mit weniger Hitze und mehrer Vorsicht, als seine Truppen gewohnt wären, geschehẽ müste. Meine Antwort schien ihm dunckel zu seyn: ich erklärete sie also: Kouli-Kan ist ein Waghalß, welcher bey den Umständen, worinnen er sich befindet, entweder umzukommen, oder zu

überwinden suchen muß. Nur allein der Sieg kan ihn auff dem Thron, dessen er sich bemächtiget, vest setzen. Wird er aber überwunden, so befreyet ihn der Todt von den verdienten Straffen. Er hat also die wichtigste Ursache, eine Schlacht zu suchen und den Feind anzugreiffen. Seine Hoheit aber haben keines Sieges nöthig, und dürffen keine Schlacht wagen. Vielmehr müssen ihre Generalen dahin bedacht seyn, selbige zu vermeyden, und hingegen sich allezeit wohl zu verschantzen, und so zu lagern, daß der Feind nichts wichtiges gegen sie unternehmen kan. Dadurch werden sie ihn müd machen, und der Parthey des Sophi Zeit geben, sich wieder auffzuhelffen.

Er billigte meine Anschläge. Ob er ihnen gefolget, weiß ich nicht; und es wäre auch nicht viel zu wundern, wenn er Befehl gegeben hätte, und man selbigen nicht nachkommen wäre. Denn die Ordnung wird so wohl beobachtet, daß die Janitscharen öffters zu ungelegener Zeit ihre Generalen zum Schlagen nöthigen. Wenn sie alsdann nur noch ihre Tapfferkeit sehen liessen; aber so sind sie selbst bey der Gelegenheit wovon ich rede, die Ersten gewesen, die die Flucht gegeben; und nur ein eintziges Corpo von etwa nur zwey tausend Mann, welches ich die vergangene Jahre exerciret hatte, hatte Ehre eingeleget, indem es sich in Battaillon Quarre stellte, daß ihm die Persische Cavallerie nichts anhaben konte, und es sich also in guter Ordnung zurück zoge.

Das Exerciren der Truppen, welches wieder

auffs

auffs neue war angefangen worden, die Klagen des Sultans über die Niederlage seiner Truppen und seine Vorstellung, wie man die Sache hätte angreiffen sollen, erweckte auffs neue die Eyffersucht derer, die nach den höchsten Stellen trachteten, und besorgt waren, ich möchte eine davon tragen. Ohne mich öffentlich anzugreiffen, suchten sie mich verdächtig zu machen. Sie brachten ins Serail vor, daß ich kein auffrichtiger Muselmann wäre, man sähe mich wenig in den Moscheen, ich richtete mich nicht nach den Gebräuchen des Landes; eine meiner Weiber hätte die Auffsicht über mein gantzes Hauß: meine Leute redeten mit ihr, und diese wären fast alle Christen: meine Wohnung ausser Constantinopel schiene gezwungen zu seyn, und könten viele böse Absichten darunter verborgen seyn. Der Obriste über die schwartze Verschnittene, welcher, ich weiß nicht, aus was Ursachen, mir nicht geneigt war, trug dieses alles dem Groß-Sultan vor, wurde aber fast nicht angehöret.

Der Groß-Muphti welcher sich meiner allezeit annahme, wuste die heimliche Anschläge gegen mich, und entdeckte mir alles was er gehöret hatte. Der Sultan ist mit euch zufrieden sagte er zu mir; er begehret nicht zu untersuchen, ob ihr ein auffrichtiger Türck seyd, oder nicht, sondern ist versichert, daß ihr ihm auffrichtig dienet, und ihm allezeit getreu bleiben werdet, daß ihr also nichts zu befürchten habt. Indessen rathe ich euch doch, daß ihr, so viel möglich, das bey Seite schaffet, was zu dergleichen Reden Anlaß geben

kan,

kan. Es fället mir was ein, fuhr er fort: es ist fast ein allgemeiner Gebrauch unter uns, daß Stands-Personen einen Dervis, oder Mönch, bey sich haben. Wie wäre es, wann ihr einen zu euch nehmet? Wenn es anders ohne eure Beschwerlichkeit geschehen kan. Ich glaube, daß wenn ihr diese Vorsicht gebrauchen woltet, es dem Sultan gefallen solte.

Ich nahm diesen Rath an, die lächerliche Reden aber, die darzu Gelegenheit gegeben hatten, verdrossen mich sehr. Meine Gemüths-Neigung ist hauptsächlich Ehrgeitz, und will, daß man dem Strohm entgegen gehe. Wenn ich dieser nachkommen wäre, würde ich mich um die Reden wenig bekümmert und ein wie das andere mahl mich auffgeführet haben. Ich offenbarte aber doch meinen Verdruß meiner ersten Frau und ihren beyden guten Freundinnen. Diese brachten mich durch ihr vieles Bitten, Vorstellen und Weinen dahin, daß ich dem Rath, den man mir gegeben hatte, in einigen Stücken folgete. Ich schaffte viele Christliche Sclaven ab, und nahm an deren Statt Türcken an, besuchte nach und nach die Moscheen, und ließ mich wochentlich einmahl drinnen sehen. Ich nahm auch einen Dervis, oder Mönch, an, und begab mich zu dem Ende in ein Closter, mit Befehl vom Groß-Muphti an den Prior mir zu lassen welchen ich haben wolte. Ich suchte einen aus von etwa fünff und viertzig Jahren, der groß und wohlgestalt war, und das Ansehen eines klugen und sanfftmüthigen Mannes hatte, Er war eben

so froh, daß ihn meine Wahl getroffen, als ein Christlicher Mönch, der aus seinem Closter gezogen wird, und bey der Armee oder bey einem Ambassadeur soll gebraucht werden.

Ich wuste wohl, daß ich einen Spion zu mir nahm, und hatte die gewisse Nachricht, daß er sich so gar anheischig gemacht hatte, dem Obristen über die schwartze Verschnittene von allem, was bey mir vorgehen würde, Rechenschafft zu thun. Ich hatte aber solche Veranstaltungen gemacht, daß er nicht viel ausrichten konte. Der Mißionarius kam nicht mehr. Meinen guten Freunden in Constantinopel gab ich zu verstehen, daß es nicht rathsam wäre, daß sie offt zu mir kämen. Im übrigen hielte ich diesen Mönchen wohl. Er speisete an meiner Taffel, und hatte so guten Appetit, daß ich in den ersten Tagen glaubte, er würde nimmermehr satt werden. Ich gab ihm ein sauber Zimmer ein, und zahlte ihm Monathlich zehen Thaler aus. Seine Verrichtung war, des Tags einmahl meine Türckische Sclaven zu versamlen, und eine halbe Stunde heulen zu lassen; und mir nachzufolgen, wenn ich in die Moscheen gieng. Die übrige Zeit brachte er mit Schlaffen, Essen und Spatzieren gehen zu. Er war nicht länger als sechs Monath bey mir, da ich seiner durch die artigste Begebenheit loß wurde.

Dieser wohlgepflegte dicke und fette Pfaff hatte nichts weniger, als die Gabe der Enthaltung. Man wurde bald gewahr, daß der Anblick der Weibs-Leute sein Gemüth in Bewegung

brachte,

brachte, und er sie mit unverwandten und begierigen Augen ansahe. Weil es ihm frey stunde, die benachbarten Dörffer zu besuchen, und er dabey etwas Geld hatte, das er anwenden konte, fand er allezeit etwas. Junge und alte, schöne und heßliche waren ihm alle im Anfang gut genug, um seinen ersten Hunger zu stillen; und er gieng selten aus einem Hauß, daß er nicht seinen Willen erfüllet hätte.

Nach der Zeit wurde er leckerhaffter, und brauchte bessere Bißgen. Er suchte dergleichen in meinem Serrail. Von einer alten Frau, welche öfters hinein kam, um die schwere Arbeit zu verrichten, erfuhr er die Nahmen und das Vaterland der sechs Mahometanischen Sclavinnen, welche drinnen waren. Nun fügte es sich, daß eine unter denselben von seiner Bekanntschafft war. Er ließ es ihr sagen, und schrieb ihr einen Liebes-Brieff, den man nachgehends in ihrem Zimmer fand, und also lautete:

„ Seit dem ich weiß, daß ihr so nah bey mir „ seyd, habe ich nicht einen Augenblick Ruhe. „ Mein Hertz ist ein brennender Ofen, und mei- „ ne Seufftzer sind Flammen, die mich verzehren; „ ich muß entweder bald sterben oder euch sehen. „ Ihr habt hier mehr Freyheit, als in den an- „ dern Serrails; suchet, erdencket ein Mittel, „ mich beym Leben zu erhalten; ich werde mei- „ nes Orts auch daran arbeiten. Wenn euch die „ Liebe so, wie mich, regieret, wird es uns gelin- „ gen. Das Glück, welches uns, ohne daß wir „ es wusten, wieder zusammen gebracht hat,

„ ist

„ ist nicht so grausam, daß es solches, ohne uns
„ günstig zu seyn, gethan hätte. Saget eure
„ meinung derjenigen, welche euch diesen Brief
„ überreichen wird. Mein Mönchenstand
„ wolle euch nicht abschrecken; ich bin um so
„ viel verliebter und geschickter, euch zu befrie-
„ digen. Ich bin es bloß, weil ich euch ver-
„ lohren, und werde es nicht mehr seyn, so bald
„ ich euch wieder finde.

Aus diesem Brief sahe man wohl, daß sie einander geliebt hatten. Die Sclavin antwortete indessen, daß sie ruhig und ihr Zustand glücklich wäre, und ihre Frau ihr alles liebes erzeigte; sie rathe ihm also, in dem heiligen Stand, darein er sich begeben, zu bleiben; man müste aus der Noth eine Tugend machen. Zu dem treffe es ihrer beyder Leben an, und wenn sie auch noch so viel Freyheit hätte, wär es ihr doch unmöglich zu thun, was man von ihr begehrte; sie wäre noch jung, und stünde daher aus ihrer Unterredung vieles zu befürchten; und weñ er sie ja entführen könte, so würden sie doch, da sie nichts haben, nirgends sichern Auffenthalt finden.

Diese Antwort machte den Mönch noch hitziger. Die alte Türckin wuste die Sclavin so wohl zu bereden, daß sie endlich versprach ihr möglichstes zu thun. Denn ein Türckisches Weib und die Keuschheit sind Sachen, die man selten beysammen antrifft. Sie sind in diesem Land nicht allein so zu sagen, von Natur empfindlicher als andere, sondern man beredet sie auch von jugend auff, daß sie um der Lust willen da wären,

und

und sich keine Hoffnung machen könten, ins Paradieß zu kommen, wann sie nicht von einem guten Muselmann geliebet würden. Diese Sclavin gestunde mir selbsten, als man sie ertappet hatte, daß dieses hauptsächlich die Ursach gewesen, wodurch sie sich endlich bewegen lassen, in das inständige Verlangen des Mönchen einzuwilligen.

Nur kostete es Mühe, zusammen zu kommen. Uber die Garten-Mauer zu steigen, war nicht möglich, indem sie fast so hoch, als das Gebäude, und auf beyden Seiten des Gartens immer höher war, und keine Aussicht auff das Feld hatte. Uber diß wurden alle Nacht zwey Epirische Hunde, welche mir der Bassa über diesen Bezirck verehret hatte, und böse Thiere waren, in den Hoff loß gelassen. Endlich nach vielem Suchen fande die Sclavin einen kleinen Kohlen-Keller, welcher ein Lufftloch hatte, das auff das Feld gieng, und von demselben durch einen ziemlich breiten und sehr tieffen Graben abgesondert war, und gab dem Mönchen Nachricht davon. Dieser besahe die Gegend, und entschloß sich es zu wagen.

Als ich nun an einem gewissen Tag nach Constantinopel gegangen war, kam er des Abends gegen neun oder zehen Uhr, legte seine Kleider ab, und schwumme über den Graben. Das Lufftloch war zwar von aussen ziemlich weit, hinein zu aber immer enger. Er steckte so gleich Kopff und Arme hinein; die Sclavin zoge ihn, so sie konte, je mehr sie aber zog, desto vester stack er, daß er weder hin noch her konte. Als ich nun

von

von Constantinopel zurück kam, gieng ich an dem Graben hin, sahe beym Mondschein etwas weisses und rundes, und erkandte an der Bewegung der Füsse, welche im Wasser hiengen und hin und her schlugen, was es war. Ich ließ hierauf nachsuchen; wir funden Kleider, und erkandten, daß es unsers Mönchen seine waren. Einer von meinen Leuten muste stehen bleiben und acht geben, was geschehen würde. Ich gieng indessen fort, und so bald ich ankommen war, gieng ich in mein Serrail, nahm alle meine Weiber und alle ihre Sclavinnen mit mir, suchten alles durch, und funden diesen Keller mit dem Lufftloch, aus welchem der Mönchen-Kopf hervor sahe. Die Sclavin erschrack zum Tod, und fiel in Ohnmacht, daß wir alle Mühe in der Welt hatten, sie wieder zu recht zu bringen.

Der Mönch hingegen war zwar erschrocken, fassete sich aber doch, und sprach zu mir, daß er diese Sclavin geliebet, und weil er gewust, daß sie so nahe bey ihm wäre, geglaubet hätte, er müste alles wagen, um ihr seine Liebe zu zeigen. Er fügte hinzu, daß alle Schuld ihm allein zuzurechnen wäre, und er sie durch sein unablässliches Bitten und Anhalten dazu bewogen hätte; er wolte gern sterben, wenn er nur wüste, daß ihr kein Leid wiederfahren solte. Diese Meinung gefiel mir. Ich ließ ihn also auß dem Lufftloch ziehen, und schickte ihn fort, nachdem er vorher unterschreiben müssen, daß er den Tod verdiente, weil er mein Serrail und die Heilichkeit seines Standes verunehret. Wenn ich nach meinem

 Sinn

Sinn hätte handeln sollen, hätte ich ihm diese Sclavin gegeben; allein meine Engelländerin stellte mir vor, daß diese Gelindigkeit übel würde ausgelegt werden, und die Türcken nicht ermangeln würden, sie als einen Beweiß der Verachtung ihrer Religion und Gebräuche anzusehen, deren sie mich beschuldigten.

Meine Türkische Frau, welcher diese Sclavin angehörte, war in einem entsetzlichen Zorn, und wolte mit Gewalt, daß sie sterben, und dem Cadi überliefert werden solte. Wir besänftigten sie aber und brachten sie noch dahin, daß sie ihr verzeihete. Da die Sclavin wenigstens, wie sie vorgab, durch die Begierde in den Paradiß des Mahomets zu kommen, sich bewegen lassen, in die Liebe dieses Mönchen zu willigen, hatten meine drey Europäische Weiber mitleiden mit ihr, und unterichteten sie, daß sie mit Bewilligung ihrer Frau, eine Christin wurde. Diese lächerliche Historie wurde mit allen ihren poßirlichen Umständen in Constantinopel bekandt. Ich für meine Person ward nicht allein von der Knechtschafft, worein ich mich auf Anrathen des Groß-Muphti begeben hatte, befreyet, sondern es getraute sich auch der Mupthi oder sonst jemand nicht mehr, mir zu rathen, einen andern anzunehmen, und viele Bassen schafften bey dieser Gelegenheit die Ihrigen fort. Die Dervise, oder Mönche, welche über diß Aergerniß erbittert waren, suchten ihn überall auf, um ihn zur Strafe zu ziehen, und ich bin gewiß, versichert, daß wenn er ihnen in die Hände gefallen wäre, er lebendig wäre ge-

spisset

spisset worden. Allein sie suchten ihn vergeblich, indem er in Persien entwichen war.

Nachdem wir also von diesem Spionen befreyet waren; richteten wir unsere Haußhaltung wieder auf den vorigen Fuß ein. Der Missionarius kam weiter wie vormals. Nach und nach legte sich der Argwohn, den man auf mich gefasset hatte, und ich hörte wieder nichts reden, sonderlich seit deme der Groß-Sultan einem Bassa, der ihn wieder erwecken wolte, das Stillschweigen auferlegt und zu ihm gesagt hatte: **Ich bin seiner versichert, alle Anschläge, die er mir gegeben hat, sind gut, und ist mir leid, daß ich ihnen nicht gefolget habe; man wird mir einen Gefallen thun, wenn man nicht mehr von ihm redet, es sey dann, daß man mir was Gutes von ihm zu sagen wisse.** Diese Worte, welche Anfangs geheim gehalten, nachgehends aber überall bekannt wurden, waren für mich ein Heller Strahl einer grossen Gnade, die mich bey jedermann in Hochachtung und Furcht setzte. Es fehlte zu meiner Vergnügung nichts weiter, als eine Bedienung, die mir angestanden hätte. In meinem Hauß war alles ruhig und in Ordnung, und meine sechs Weiber nebst ihrem gantzen Gefolg, kosteten mich nicht mehr, als eine Frau in Paris verzehret, wenn sie spielet, und sich Liebhaber zuleget.

So siegreich auch der Kuli-Kan war, sahe er doch wohl, das er in die Länge der Macht des Sultans nicht widerstehen können, und eine einige verlohrne Schlacht sein Verderben ohnfehlbar

bar verursachen würde. Er dachte also mit dem grossen Mogol, als der einigen Mahometanischen Macht, welche im Stand wäre, die Türcken zu beunruhigen, in ein Bündniß zu treten. Sein Antrag aber ward mit Hochmuth angesehen, und die harte Antwort darauf ertheilet, daß man keinen Krieg verlangte, und wenn man ja Krieg führen wolte, es wider ihn geschehen würde, um ihn von dem Thron, dessen er sich unrechtmäßiger Weise bemächtiget, zu stürtzen; und daß man nicht zweifelte, GOtt werde, nachdem er den Gehorsam und die Gedult seiner glaubigen Muselmänner geprüfet, endlich das Gebet seines grossen Propheten erhören, und sie so viel begnadigen, als er sie gedemüthiget hätte.

Nachdem er hier nichts ausgerichtet, wendete er sich wiewohl vergeblich, noch an andere Höfe. Endlich haben doch die Moscowitter seinen Vorschlägen gehör gegeben, und auf einmal ohne vorher geschehene Kriegs-Erklärung Assoph angegriffen, weggenommen, und die benachbarten Provintzen durch Schwerdt und Feuer verheeret. Dieses Verfahren brachte den Groß-Sultan und den gantzen Divan so in harnisch, daß beschlossen wurde, man wolte sich rächen und die Waffen nicht eher niederlegen, biß man wegen dieses ungerechten Anfalls eine nachdrückliche Befriedigung erlanget hätte.

Nichts konte meinem Verlangen erwünschter vorkommen, als dieser neue Krieg, und meine guten Freunde und ich zweifelten nun nicht mehr, daß ich endlich einmal eine Bedienung erhalten

würde.

würde. Und würcklich benennete mich auch der Groß Sultan darzu, daß ich ein Corpo von fünfzehen biß zwantzig tausend Mann commandiren solte. Diese Ordre wurde mir mit grosser Ceremonie durch einen Raths-Diener überbracht. Ich begab mich darauf so bald auf den Weg, um Seiner Hoheit meinen unterthänigsten Danck abzustatten; hatte aber erst den folgenden Tag Audientz weilen eben bey meiner Ankunft, dieser Monarch sich schon in die Wohnung seiner Weiber begeben hatte, und es bey denen Türcken ein unverbrüchliches Gesetz ist, daß man ihn nicht in seiner Lust stöhre, aus Furcht, wie sie sagen, man mögte die Geburt eines Nachfolgers des grossen Propheten verhindern. Ich verlohr aber mit meinem Warten nichts, sondern wurde so wohl empfangen, als nur ein Unterthan wünschen mag. Der grosse Monarch hatte allergnädigst zu mir gesagt, daß es ihm ein Vergnügen wäre, daß er meine ergebenste Dienste und meinen Eyfer vor seinen Ruhm endlich einmal hätte belohnen können; die Ursachen, die ihn verhindert, solches eher zu thun, wären mir bewust, und er hoffte, ich würde mich so wol und mit solcher Klugheit aufzuführen wissen, daß er in seinem Vorhaben mit mir, fernerhin nicht würde gehindert werden. Er befragte mich sehr wegen der Moscowitter. Ich antwortete, daß, die Chineser ausgenommen, sie die schlechtesten Völker in der Welt wären, und ich meinen Kopf darauf setzen wolte, ihrer hundert tausend, mit dreyssig tausend Mann guter und wolgeübter

Truppen zu schlagen; die Schweden wären bey Pultava geschlagen worden, weil es ihnen an Mund- und Kriegs-Provision gefehlet hätte, und würde es auch wohl nicht so weit mit ihnen gekommen seyn, wenn sie nicht geglaubt hätten, ihr König wäre umkommen. Allein, sagte er zu mir, sind sie nun nicht im Kriegs-Wesen geübter, nachdem sie frantzösische und teutsche Officier an sich gezogen? Ich wolte eben antworten, da man den Groß-Muphti und Groß-Vezier anmeldete.

Als ich kaum aus der Audientz kommen war, sahe ich mich von einer Menge hoher und niederer Officier umgeben, welche mir zu meiner Beförderung Glück wünschten, und das gröste Verlangen bezeugten, unter mir zu dienen. Ich sahe wohl, was diese Freuden und Ehren-Bezeigungen für Folgen haben würden. Darum gab ich ihnen zur Antwort, daß ich ihnen für ihre gute Meinung verbunden wäre, und sie bäte, zu bedencken, daß weder ich noch sie bestimmen könten, wie und wozu die Truppen solten gebraucht werden; ich achtete sie alle hoch, und würde zufrieden seyn, was für welche man mir geben würde; sie solten ebenfals zufrieden seyn, was sie für ein Oberhaupt bekommen würden, und wo sie auch dienen solten. Allein ihre Begierde wurde durch meine Vorstellungen nicht gemindert, sondern sie hielten sowohl selbst als durch ihre Freunde an, um unter meiner Armee zu seyn, ohne zu sehen, daß sie mir schaden würden.

So bald einem in der Türkey das Commando über

über eine Armee ist aufgetragen worden, pflegt er in den Divan gezogen zu werden, nicht zwar in den geheimen, welcher nur aus dem Groß-Muphti, Groß-Vezier, Seraskier und Caimacan bestehet, sondern in den, welcher der eigentliche Rath ist, und in welchem ausgemacht wird, wie viele Truppen, und wozu man sie brauchen wolle. Solchem Gebrauch nach wurde ich zu dem ersten, der nach meiner Beförderung gehalten wurde, beruffen. Es kam darinnen in Vorschlag, was man zu thun hätte, um den in Persien erlittenen Schaden zu ersetzen; wie der Krieg zu führen wäre, und ob man offensive oder defensive gehen solte? Die Meinung aller derer, die vor mir redeten, der Groß-Vezier ausgenommen, welcher keiner von den grösten Helden ist, gienge dahin, daß man den Krieg mit möglichster Macht und Ernst fortsetzen solte. Es wurde vieles von dem Ruhm und der Herrlichkeit des Ottomanischen Reichs und der hohen und unüberwindlichen Pforte geredet und vorgestellet, daß man alle Kräfte anwenden müste, ihren bisher unbefleckten Ruhm wieder herzustellen: und daß ein jeder guter Muselmann sich eine Freude machen, und für seine Schuldigkeit erkennen solte, für eine so rühmliche und gerechte Sache, sein Blut zu vergiessen; und daß es endlich eine schande wäre, wenn man einen Feind, dem das böse Glück den Sieg zuwege gebracht, nicht entgegen gehen wolte. Der Janitscharen-Aga fügte hinzu, daß es keine Schande wäre, eine Schlacht zu verlieren, sondern wenn es schiene, daß man sich dafür fürchte,

und deßwegen den Feind meide. Der Sultan und Groß-Vezier, welche ein Verlangen hatten, mich anzuhören, brachen diese Reden, so viel möglich ab. Endlich kam die Reihe an mich, und weil diß das erste mal war, daß ich im Divan erschien, hatte ich mich mit Fleiß dazu bereitet, um die wenige gute Meinung, die man von mir hatte, zu unterstützen. Mein Meinung war in diesen Worten abgefasset.

„ Ich kan die heldenmüthige Tapferkeit der „ vortreflichen Helden, die itzo geredet haben, „ nicht gnug bewundern und erheben, und würde ihrer Meinung beytretten, ohne die wichtigen Gründe, welche ich erklären, und der hohen Weisheit, die von dem Throne komt, auf „ welchem der Nachfolger des grossen Propheten sitzet, zur Beurtheilung vorlegen will. Der „ Krieg ist eine Kunst, welche von denen die ihn „ führen, mehr Geschicklichkeit und Klugheit, „ als Tapferkeit erfordert. Ein jeder Schritt, „ den man thut, ist gefährlich und kan zum Unglück gereichen, wenn es nicht nach den Regeln „ und mit Vorsicht geschiehet. Auf eine Schlacht „ komt alles an; deßwegen man sie nicht eher „ suchen muß, als wenn es die Nothwendigkeit „ erfordert, und man vorher alle mögliche Vorsichtigkeit gebraucht hat, daß man sich einen „ guten Ausgang versprechen kan. Im Anfang „ eines Feldzugs muß man niemals eine wagen, „ sonderlich wenn man mit einem Feinde zu thun „ hat, den sein Caracter, und die Beschaffenheit seiner Umstände ausser Stand setzen, den

„ Krieg

„ Krieg mit einer Art zu führen. Diß ist der
„ Endzweck, den man in einem Krieg haben,
„ und welcher die Regel aller Kriegs-Handlun-
„ gen seyn soll, die dann, wann sie mit diesem
„ Endzweck übereinkommen, allezeit rühmlich
„ ausfallen werden: Eine mit Klugheit vermie-
„ dene Schlacht hat niemals Schaden gebracht,
„ dahingegen durch eine zu unrechter Zeit gewag-
„ te Schlacht öfters, in Flor stehende Reiche
„ übern haufen geworfen worden, oder einen
„ ziemlichen Stoß bekommen. Doch gibt es
„ Gelegenheiten, wo man diesen grossen Hazard
„ thun muß, wenn nemlich sonst eben so grosser
„ Schade zu besorgen ist, als aus dem Verlust
„ einer Schlacht, die man waget, erwachsen kan.
„ Wenn der Feind über diesen Fluß gehet, oder
„ diesen Platz wegnimt, wird er unendliche Vor-
„ theile über mich haben; und beydes wird er
„ thun können, wenn ich mich ihm nicht wider-
„ setze. Werde ich geschlagen, so wird er es
„ desto leichter thun können; schlage ich ihn, so
„ ist sein Unternehmen zernichtet. Je mehr ein
„ Feind des Siegs nöthig hat, um sich zu hel-
„ fen, desto weniger Gelegenheit muß man ihm
„ geben, ihn davon zu tragen, und würde man
„ gewißlich eine falsche Ehre suchen, und sehr
„ unklug handeln, wenn man ihre Ausforde-
„ rungen viel achten, und sie als Beschimpfun-
„ gen ansehen wolte, die man nicht ertragen
„ dürfte.

„ Es wird leicht seyn, nach diesen Gründen
„ gegenwärtigen Fall zu untersuchen. Kuli-Kan

„ scheinet in seiner Art Krieg zu führen, mehr
„ Verwegenheit und Hitze, als wahre Geschick-
„ lichkeit zu haben. Die wenige Tapferkeit, mit
„ welcher er vorgab, das sein Herr seine Trup-
„ pen anführte, war der Vorwand, dessen er
„ sich bediente, um den Frieden zu verhindern,
„ und sich an die Stelle seines Herrn zu setzen.
„ Er versprach ihnen den Sieg, und erhielte ihn
„ auch. Hätte man sich nun in die Zeit geschi-
„ cket, sich defensive gehalten, und ihn auf sol-
„ che Weise verhindert, daß ihnen gethane Ver-
„ sprechen zu halten, so würden sie ihn verlassen,
„ oder wenigstens die Parthey des Sophi sich
„ verstärcket haben, und die hohe Pforte, ihre
„ Feinde zu erlegen, nichts anders thun dürfen,
„ als die Parthey, die sie erwehlt hätte, zu un-
„ terstützen. Der Sophi und Kuli Kan wür-
„ den einer, wie der andere, ihren mächtigen
„ Schutz angeflehet haben. Dieser Rebelle hat
„ gethan, was er thun solte, und alles um alles
„ gewagt. Wären die Rechtglaubige nicht so
„ hitzig gewesen, und hätten ihm Zeit gelassen,
„ sich durch seine vergebliche Unternehmungen
„ selbst aufzureiben, würde man vielleicht nichts
„ mehr von ihm reden hören.

„ Der Rath des allergeringsten unter den Un-
„ terthanen Seiner Hoheit gehet also dahin, daß
„ man dieses Jahr, im angehenden Feldzug in
„ Persien, defensive gehe, um so vielmehr, da
„ wegen des vergangenen Unglücks, die meisten
„ Truppen neu geworben sind. Zu dem Ende
„ muß man ein gutes Lager aussuchen, wo man

„ die

„ die Lebens-Mittel bequem haben kan. Es ist
„ nicht gnug, daß das Lager vor sich selbst gut
„ sey, sondern man muß es auch bevestigen, und
„ mit tiefen Gräben verschantzen und mit Brust-
„ wehren versehen; und alles mit einer ansehn-
„ lichen Artillerie beschützen können. In diesem
„ Lager muß man die Truppen exerciren, und
„ durch öftere Ausschickungen auf Partheyen
„ zum Kriegs-Wesen angewöhnen. Auf solche
„ Weise kan man den Feind erwarten und an-
„ rücken lassen, und mit Vergnügen sehen, wie
„ er sich wieder zurück ziehet, und nicht unter-
„ stehet, etwas zu unternehmen. Uberdiß muß
„ das Lager so ausgesucht werden, daß es unsere
„ Gräntzen bedecke, und man bey Gelegenheit in
„ der Perser ihre eindringen könne. Um sich nun
„ auf eine so vortheilhaffte Weise lagern zu kön-
„ nen, ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß man
„ noch vor dem Feind zu Feld gehe; und alles
„ Trutzes und List desselben ungeachtet sich in den
„ einmal gefasten Posten so lange halte, biß man,
„ ohne sich in ein Gefecht einlassen zu dürfen, ei-
„ nen andern nehmen kan. Bey dieser Sorg-
„ falt, eine Schlacht zu vermeiden, kan man
„ nichts destoweniger Truppen aussenden, um
„ in das feindliche Land zu dringen, und die, wel-
„ che in das unsrige dringen wollen, abzuhalten,
„ den Feind zu beunruhigen und ihm die Zufuhr
„ schwer zu machen. Durch diese Bewegungen
„ wird man ihn müde machen, die Hitze seiner
„ Truppen schwächen, und vielleicht Gelegen-
„ heit finden, ihm eine vortheilhafte Schlacht zu
„ liefferen.

Ohn-

Ohngeachtet der Eifersucht der meisten, welche im Rath waren, wurde meine Meinung vom Sultan und Groß-Vezier gut geheissen, und die andern dadurch bewogen, derselben beyzupflichten. Der gantze Divan willigte drein, und gab deßwegen die nöthige Ordres. Diese neue Art Krieg zu führen, machte den Kuli-Kan so verwirrt, daß er den gantzen Feldzug über nichts ausrichten konte, hingegen die Parthey des Sophi sich verstärckte, und endlich dieser Rebelle einen ansehnlichen Stoß bekam, und gezwungen wurde, Friedens-Vorschläge zu thun.

Bey einer andern Raths-Versammlung wurde untersucht, was man gegen die Moscoviter vornehmen solte, und beschlossen, daß ich mit dem unter meinem Commando stehenden Corps sie auf einer Seite beunruhigen solte, da indessen die Tartarn sie auf der andern Seite angreiffen würden. Die Begierde, welche die Truppen bezeuget hatten, unter mir zu dienen, war die Ursach, warum alles, wozu man mich bestimmet, wieder zurück gienge. Man benennte die Truppen, aus welchem meine Armee bestehen solte; schloß davon alle diejenigen aus, welche wünschten darunter zu seyn, und suchte solche aus denen Militzen verschiedener Nationen aus. Allein sie kamen nicht zusammen, und es fande sich weder Lebens-Mittel noch Zurüstung; und unter allerhand Vorwand schickte man sie anders wohin; also daß ich General ohne Armee war. Nur allein die Tartarn giengen gegen die Moscoviter, plünderten zwey ihrer Provintzen, und verheerten alles durchs

Feuer

Feuer und Schwerd, und nahmen mehr denn sechtzig tausend Sclaven weg.

Es ist unnöthig zu gedencken, wie sehr mich dieser Handel verdroß. Ich wendete alle Mühe an, ihn zu hintertreiben, aber vergeblich. Wann ich mehr auf Geld als auf Ehre gesehen, hätte ich mich leichtlich zufrieden geben können, indem mein Sold vermehret, und mir zu meiner Ausrüstung eine ansehnliche Summe angewiesen, und so richtig ausgezahlt wurde, als wenn ich würcklich gedienet hätte. Doch that ich eine Reise auf die Gräntzen, und versammlete die daherum liegende Militz. Diese Bewegungen, und vielleicht auch meine Gegenwart verursachten bey dem Feind einen solchen Schrecken, daß wenn ich die mir zugedachte Armee gehabt hätte, ich gewißlich Assoph hätte wieder nehmen können. Ich ließ die Militz ein Lager schlagen, und lernte sie, das Lager bevestigen. In diesen Gegenden stunde ein Moscovitisches Corpo, welches viel stärcker war, sich aber allzeit so postirte, daß wir den Nieper zwischen uns hatten, und sich nicht getraute, näher als auf zehn Meilen zu nahen. Mein Feldzug währte nur vier Monat, nach welchem ich dem Groß-Sultan Rechnung davon thate, und bey dieser Gelegenheit mich beklagte, daß die heimliche Anschläge meiner Feinde die Wirckung seiner Gnaden allezeit verhinderten. Er versicherte mich, daß ihn nichts verhindern solte; selbige ferner vor mich zu haben, das es aber in gegenwärtigen Umständen nicht anders hätte seyn können, indem der Krieg mit den Persern alle

Kräfte und alles Vermögen erschöpfte. Fahret nur fort, sagt er weiter, meine Truppen abzurichten, und werdet nicht müde; ein fremder muß mehr Gedult haben, als ein anderer, wir werden aber bald Gelegenheit haben, euch nach eurem Wunsch zu befördern, und zwar so, daß niemand etwas dargegen wird einzuwenden haben.

Man hatte mir schon so oft dergleichen versicherungen gegeben, daß ich nicht viel Staat mehr darauf machte, sondern meinen Verdruß überwand, daß meine Feinde nicht mehr das Vergnügen hatten, das geringste Zeichen davon zu sehen. Meinem Alter, welches meine Lebhaftigkeit ein wenig gemindert, und den klugen Anschlägen meiner Engelländerin habe ich diese meine Mässigung zu dancken. Ich offenbarte ihr allen meinen Verdruß, und funde allezeit Linderung bey ihr. Sie, sagt zu mir, sehet euren Zustand von der guten Seiten an was fehlet euch, um glücklich zu seyn? Friede, Uberfluß und Vergnügen regieren in eurem Hause. Ihr seyd von allem entblöset, hieher gekommen, und nun befindet ihr euch in einem ansehnlichen Stand, und seyd der Hochachtung und des Schutzes eures Herrn versichert. Was bekümmert ihr euch viel darum, daß er euch nicht in den Stand setzet, ihm grosse Dienste zu thun? das gantze Reich ist von eurer Geschicklichkeit versichert, und hat deswegen nicht weniger Hochachtung vor euch, weil man euch nichts zu thun gibt. Habt ihr euch wol einbilden können, daß ihr vor den Würkungen

gen des Neids und der Eyfersucht, die ihr anders-wo erfahren, hier werdet befreyet bleiben? Rechnet ihr dann die Unruhe und Bekümmernis für nichts, in welche uns die Gefahr setzen würde, worein euch eure Tapferkeit mehr als einen andern bringen würde? genieset doch eures Lebens und folget mir. Ist nicht einmal Zeit, daß ihr ein wenig Philosophisch werdet, und damit zufrieden seyd, daß ihr den unschuldigen Eyfer und Erkänntlichkeit vor euren Herrn habt, ohne euch darüber zu quälen, daß er euch nicht in den Stand setzet, solches würcklich und in der That zu bezeugen?

Wir haben auch bißweilen mit einander von der Religion geredet, denn so standhaftig ich auch immer seyn mag, befinde ich mich doch zu Zeiten in grosser Unruhe. Sie hat fast niemalen hievon mit mir reden wollen, weilen das, was sie mir sagen könte, mich dem Ansehen nach, doch nicht ändern, sondern vielmehr meine Schuld und Verbrechen vergrössern würde. Ihr möget zusehen, sagt sie zu mir, was ihr für Beweg-Gründe gehabt, und was sie für einen Eindruck in euer Gemüth gemacht haben. Ich glaube nicht, daß GOtt die Uberzeugung, so schlecht sie auch gegründet seyn mag, einem zur Sünde rechnen werde; aber diese Uberzeugung muß warhaftig seyn. Nach allem, fügte sie hinzu, hoffe ich, daß GOtt eure Tugenden ansehen wird, und ihr als ein Christ sterben werdet.

Das ist also meine Lebens-Art, die ich führe.

Ich

Ich befinde mich in bessern Umständen; als ich jemalen gewesen, und geniese in meinem vier und sechzigsten Jahr, einer vollkommenen Gesundheit. Zwey oder dreymal die Woche, gehe ich nach Constantinopel, um die Truppen zu exerciren, und mache selbige Tage bey dem Sultan und seinen vornehmsten Officiern meine Aufwartung. Alle Monat einmal, speise ich bey dem Groß-Muphti. Die übrige Zeit bringe ich in meiner Einsamkeit zu, gehe spatzieren, oder auf die Jagd. Ich habe fast allezeit Leute bey mir biß auf den Abend, über Nacht aber lasse ich niemand bey mir. Des Abends begebe ich mich in mein Serrail, wo ich sagen kan, daß ich die angenehmste und liebenswürdigste Gesellschafft finde. Wie angenehm würde diß alles seyn, wenn man nicht sterben müsse! **Achilles ist gestorben,** sagte Ulysses zu Thersite, **warum soltest du nicht sterben?** Es wird uns, wie andern ergehen. Ich werde keine Kinder hinterlassen, wenigstens ist kein Ansehen dazu, daß also meine Famille den Verdruß nicht haben wird, Türckische Anverwandten zu haben, und sich nur wegen des ihnen bißher verursachten, zufrieden geben muß. Ich lebe hier, wie an allen andern Orten, in Ehren, und kan sagen, daß der Name Bonneval hier bekannter und in gösserer Hochachtung, als an allen andern Orten ist. Ich laß es geschehen, daß man das, was ich gethan habe, für eine Thorheit hält, und will nicht sagen, was ich selbsten davon gedencke, ob ich einen Mißfallen daran habe, oder sie mir verzeihe; sie ist einamal begangen

gangen, und werde ich darinnen bis an mein Ende beharren. Und hiemit würde ich meine Lebens-Beschreibung endigen, wenn nicht die grosse Hoffnung, die ich mir auffs neue mache, mir so sehr schmeichelte, daß ich davon reden muß.

Der Stillstand des Ottomannischen Reichs mit den Teutschen geht nun bald zu Ende. Der Christliche Kayser hat um Erneuerung desselben Antrag thun lassen. Der Antrag selbsten aber war mit einigen Verweisen begleitet, die man hier vor Bedrohungen angesehen hat. Die ordentliche und ausserordentliche Divans haben sich versammlet, und einmüthig beschlossen, auff eben die Art wieder zu antworten. Der Vezier hat den Kayserlichen Minister kommen lassen, und ihm öffentlich gesagt, daß er seinem Herrn berichten könte, wie die hohe Pforte den Verweiß, daß sie im geringsten von ihrem Bündnüß abgegangen, niemals verdient hätte, und auch nimmermehr verdienen würde; übrigens könte sein Herr den Frieden oder den Krieg erwehlen, und gelte es seiner Hoheit gleich viel, was er für eine Parthey ergreiffen wolte. Wegen der neuen Vorträge, hat man die nemliche Antwort wiederholet, und noch hinzu gefüget, daß man nicht zweiffelte, es würden die Christen, weñ sie keinen Krieg haben wolten, Siebenbürgen wieder an seinen rechtmäßigen Herrn heraus geben, weilen man aber hier die Nachricht hat, daß der Wienerische Hoff allenthalben Hülffe suchet, sich mit Rußland und Polen auff das genaueste vereini-

get, sein Bündniß mit der Republic Venedig erneuret, und sich mit Franckreich und Spanien verglichet, damit er in aller Freyheit alle seine Macht gebrauchen könne, so bereiten wir uns starck zum Krieg.

Man ist nun mit dem Kuli-Kan einig, und erkennet ihn vor den König in Persien; die Plätze, die man von beyden Seiten einander abgenommen hat, werden wieder heraus gegeben, und man hoffet, daß er sich mit uns vereinigen und die Moscowiter angreiffen wird. Die Tartarn haben Befehl, sich auff allen Fall gefast zu halten, und werden gnugsam im Stande seyn, Polen, das ohne diß durch die innerliche Uneinigkeit und noch mehr durch den Auffenthalt, den die Russen darinnen gehabt, gantz erschöpffet ist, die Spitze zu bieten. Gantz Ungarn und Siebenbürgen ist leicht in Bewegung zu bringen sich vor uns zu erklären. Der Fürst Ragotski ist schon hier, und ich habe ihn vielmal besuchet. Wir berathschlagen uns unter einander, wie wir die Pforte zu diesem Krieg bringen mögen, den wir beyde gleich wünschen; Er, um sich in seinen vorigen Stand wieder zu setzen; Ich aber, nicht etwa in der Absicht, mich an dem Kayser und denen Christen zu rächen, gegen welchen ich gar keinen Haß habe, sondern nur den Hoff-Rath an den Verdruß zu erinnern, den mir der Marquis de Prie bey ihnen erwecket. Das ist was mich reitzet. Ich bilde mir schon ein, ich commandirte ein ansehnliches Corps Türcken, und gebe denen Christen zu erkeñen, daß der Graf von Bonneval

neval verdiente, entweder Gnade zu erlangen, oder ausser Stand, Schaden zu thun, gesetzet zu werden. Diese Vorstellung machet mich gantz jung, und es dünckt mich, ich hätte noch eben die Stärcke und Lebhafftigkeit die ich vor fünff oder sechs und zwantzig Jahren bey Malplaquet hatte, als ich mit der Teutschen Infanterie mitten unter die Frantzosen eindrung, und die Frantzösische Garde in die Flucht schlug.

Da man nun weiß daß ich mit Vorsatz gekommen bin; und um mich bey dergleichen Gelegenheit zu gebrauchē, hat man mich mit Gnade aufgenommen und mir viel Liebes erzeiget, und da man durch meine Bekäntnüß zum Türckischen Glauben versichert ist, daß ich mich nicht wieder versöhnen werde, so hat mir der Groß-Sultan sein Wort gegeben, daß ich im Fall eines Kriegs, unter dem Groß-Vezier comandiren, oder man mir ein besonderes Corps von dreyßig biß viertzig tausend Mann anvertrauen solte. Dieses Wort ist mir vor dem gantzen Divan gegeben und einhellig gebilliget worden, daß ich nicht glaube, daß jemand die Erfüllung desselben verhindern solte. Man hat mir zu gleicher Zeit Befehl gegeben, sowohl allgemeine als besondere Memoriale auffzusetzen. Man kan sich leicht einbilden, daß ich niemals willigern Gehorsam geleistet habe. Mit zween dergleichen Memorialen ist man so zufrieden gewesen, daß sie auff Befehl Sr. Hoheit sind bekannt gemacht worden. Ich will nur eines hieher setzen, und hoffen, daß es mehr und mehr beweisen werde, wie übel man gethan, mich so weit zu treiben.

Besonderes Memorial von der Art und Weise, wie man es anzufangen, daß man sich eines glücklichen Fortgangs der Ottomannischen Waffen gegen die Teutschen versichern könne.

„ 1. Die Ubung der Truppen Seiner Hoheit, nach der Art der Christen, muß fortgesetzet werden. Sie ist gut, wie man es schon gegen die Perser erfahren, und man kan sagen, daß sie nöthig ist, und ohne selbige die natürliche Hertzhafftigkeit der Muselmänner fast zu nichts anders dienen kan, als daß eine desto grössere Anzahl auf einmahl verlohren gehet; und ist gewiß, daß wenn die Tapfferkeit noch darzu kommt, sie es der blossen Hertzhaftigkeit vorthun müssen. Man muß auch seinen Feinden ihr gebührendes Lob lassen: Die Teutschen sind gute Soldaten, sie sind hertzhafftig, und fechten gut; allein ihre Güte bestehet hauptsächlich in ihrer genauen Kriegs-Ordnung und der beständigen Sorge, welche ihre Officier tragen, sie zu exerciren. Die Muselmänner, die noch fertiger, und wenigstens von Natur eben so tapffer sind, werden sie ohnfehlbar übertreffen, wenn man fortfähret, sie abzurichten.

„ 2. Diese Sorge muß man nicht allein bey der Infanterie, sondern auch bey der Cavallerie haben, welche in denen auff einer Ebene zu lieffernden Schlachten sehr nützlich sind. Menschen und Pferde müssen, eines wie das andere, an das Feuer gewöhnet werden. Ein Degen, mit dem man stossen und hauen kan, ist überhaupt zu reden, der beste, weil man ihn zu

„ zwey-

„zweyerley gebrauchen kan. Die Pistolen müssen „leicht zu führē seyn, um so vielmehr, da es nicht „nöthig ist, daß sie gar weit reichen. Die Mus„quet ist von wenigem Nutzen vor die Cavalle„rie, und manchmahl mehr hinderlich, als nütz„lich; weil sie aber die Teutschen führen, muß „man sie beybehalten. Die Curasse geben denen „Truppen ein fürchterliches Ansehen, sind aber „denen, die sie tragen, sonderlich bey grosser Hi„tze, sehr beschwerlich; und habe ich niemahls ge„sehen, daß die Curaßirer des Teutschen Käysers „grosse Thaten gethan hätten. Ich erinnere mich „daß man der Frantzösischen Cavallerie Cürasse „geben wollen, und auch würcklich einigen Regi„mentern gegeben, die aber bey der ersten Gele„genheit, da sie fechten musten, selbige abgelegt „haben. Die Pferde müssen bey einem Hauffen, „so viel möglich, einander gleich seyn; Die „Stärckeste und Dauerhaffteste sind die Besten, „und ist gar nicht nöthig, daß sie fein und sonder„lich muthig seyn, indem sie durch den Geruch „des Pulvers, das Gethöne der Kriegs-Instru„menten, und das Geschrey der Soldaten „manchmahl nur allzumuthig werden.

„ 3. Die Truppen können unmöglich so, wie „es nöthig ist, exercirt seyn, wenn man sie nicht in „unterschiedene mäßige Corps eintheilet. Ein „Hauffen Infanterie von vier Battaillon, und „ein Corps Cavallerie von vier Escadron sind „zahlreich gnug. Wären ihrer mehr, so würden „sie ihren commandirenden Officiers zu viel zu „thun machen, wären ihrer aber wenigere, so „würden sie in der Gelegenheit sich nicht halten

„können; um also alles wohl zu machen, müssen
„diese Corps gleichsam eine besondere kleine Ar-
„mee seyn. Auff diese Art sind sie bey denen Chri-
„sten eingerichtet. Der Obriste ist gleichsam ihr
„General, und hat einen Major unter sich, der
„über die Hauptleute und andere Officier einer
„jeden Compagnie die Auffsicht hat. Dadurch
„hat ein jedes dieser Corps seine besondere Ehre
„zu suchen, worauff es ungemein hält. Ein jeder
„giebt sich Mühe, es dem andern zuvor zu thun;
„und dieser Bemühung und dem Eyffer, der sie
„dazu antreibet, hat man es zu dancken, weñ eine
„Schlacht gewonnen wird. Als bey Höchstädt
„ein Frantzösisches Regiment, so das Regiment
„von Navarra genennt wurde, sahe, daß seine
„Officiers sich zu Kriegs-Gefangenen ergeben
„wolten, namen die alten Soldaten die Fahnen,
„zurissen und begrubē sie, und sagten, wenigstens
„soll niemals gesagt werden, daß Navarra seine
„Fahnen hergegeben habe. Das Regiment von
„Piemont trägt einen schwartz gefütterten Auff-
„schlag, als eine Trauer wegen ihrer ehemahls
„unglücklich verlohrnen Fahnen. Diese Exem-
„pel sollen nun zu erkennen geben, wie vortheil-
„hafftig es ist, wenn die Truppen zur Nacheiffe-
„rung gereitzet werden, und in besondere mäßi-
„ge Corpo eingetheilet sind, deren jedes seine ei-
„gene Ehre zu suchen oder zu erhalten hat. Uber-
„diß wird durch diese Eintheilung eine Armee
„ihrem General leichter zu führen, u. was noch
„wichtiger ist, die Anzahl der Officier vermehret,
„welche niemals zu groß seyn kan, sonderlich

„wenn

„wenn sie wohl ausgesucht sind, und einem ge„linget, daß man mit diesem Titul Ehre und „Tapfferkeit verbindet.

„4. Diese besondere Corps, welche man an „andern Orten Regimenter nennet müssen noch „weiter in Compagnien vertheilet werden, zu ei„ner Compagnie Infanterie sind hundert Mann „und zu einer Compagnie Cavallerie funfftzig „Pferde genug. Unter diesen kleinen Truppen er„wecket man einen Eiffer, wenn man die tapffer„sten und klügsten Soldaten ausliefet, daß sie „den ersten Rang ausmachen sollen Diesen Eif„fer zu vermehren, zahlt man ihnen etwas weni„ges über den Sold. Die Nacheifferung ist die „Seele der Armeen, daher man sich nicht gnug „Mühe geben kan, sie zu erwecken, und wo mög„lich, allgemein zu machen. Das sicherste Mittel „dazu ist, daß ein jeder versichert sey, er werde, „wenn er in Verrichtung seines Dienstes es an„dern zuvor thut, befördert und belohnet, und „hingegē, wenn er keine Hertzhafftigkeit u. Tapf„ferkeit beweiset, gestraffet werden. Der General „muß sich befleißigen, die Verdienste und Tha„ten seiner hohen Officier zu erfahren: diese müs„sen wissen, wie die commandirende Officier ei„nes jeden Regiments sich auffführen, und von „ihren Hauptleuten Rechenschafft geben; und „ein jeder Hauptmann muß auff das, was unter „seinem Trupp vorgehet, acht haben. Dadurch „hat es der im Kriegs-Wesen geschickteste Mini„ster, der jemals in Franckreich gewesen, so weit „gebracht, daß er unüberwindliche Armeen ins „Feld stellen konte, welche bey seinem Leben alle-

„zeit, und auch nach seinem Tode, so lange man „seinen Regeln gefolget, glücklich gewesen sind.

„5. Aus diesen besondern Corps macht man „grössere, und giebt ihnen einen besonders com„mandirenden Officier. Diese Corps bestehen „unter denen Christen gemeiniglich bey der In„fanterie aus sechs Battaillon, und bey der Ca„vallerie aus zehen oder zwölff Escadron. Wen „man nun mehrere zusammen gezogen hat, läßt „man sie durch einen Officier vom höhern Rang „commandiren. Diese auff solche Weise ver„mehrte Commando geben denen, welche Ge„schicklichkeit haben, Gelegenheit, sich sehen zu „lassen, und auff das General-Commando ge„fast zu machen.

„6. Sonderlich muß man alle Sorgfalt dar„auf wenden, daß die Soldaten bequem bewaf„net und gekleidet seyen. Das Bayonet oben „auff der Flinte ist ein trefflisches Gewehr, dessen „Gebrauch man nicht gnug einführen kan, und „welches den Degen fast unnöthig, und zur blos„sen Zierde des Soldaten machet, so daß man „an statt des Degens noch ein Bayonet einzu„führen nicht übel thun würde. Die Kleidung „der Soldaten solte billig so beschaffen seyn, daß „sie davon so wenig Unbequemlichkeit und Be„schwerlichkeit hätten, als nur möglich wäre. Un„ter allen Christlichen Fürsten ist der König in „Preussen, welcher seine Truppen am bestē klei„det. Ihre Kleidung ist kurtz und eng, ohne vie„le Falten und grosse Ermel, die nur beschwer„lich fallen. In der That ist es gnug, wenn die

„Klei-

„Kleidung einen Soldaten vor Wind und Wet-
„ter schützen, und seine eintzige Zierde sollen seine
„Waffen und sein freyes und ungezwungenes
„Wesen seyn. Doch muß man auch das, was
„ihnen ein grösseres und kriegerisches Ansehen
„giebt, nicht vernachläßigen.

„7. Weil der Gebrauch und Nutzen der Ar-
„tillerie von so grosser Wichtigkeit ist, verdienet
„sie auch eine grosse Auffmercksamkeit. Und da
„das Ottomannische Reich so weitläuftig ist, sol-
„ten billig auf allen Gräntzen desselben Gießhäu-
„ser und Magazine angeleget seyn. Sorgfälti-
„ge und verständige Commissari müssen auff die
„Arbeiter acht geben, damit Canonen, Mörser
„und Pulver so gut seyen, als es möglich. Man
„braucht Canonirer und Bombardirer, und nur
„die Ubung allein kan sie geschickt machen. Diese
„Ubung kostet in Warheit vieles, allein der Nu-
„tzen, den man davon hat, ist unendlich höher zu
„achten, als die darauff gewendete Kosten. Bey
„diesen Exercitiis, welche offt müssen angestellet
„werden, wird es dienlich seyn, daß man für die-
„jenige Preisse aussetze, welche vor andern ihre
„Geschicklichkeit sehen lassen. Eine auff ein Pul-
„ver-Magazin wohlgerichtete Bombe kan die
„Belagerung einer Stadt beschleunigen und
„zu Stande bringẽ. Und das gehet auf alle Feu-
„er-Gewehre. Soldaten, welche wohl zu zielen
„gelernet haben, werden unter ihren Feinden
„mehr aufräumẽ, als andere, die nur blindlings
„schiesen. Wenigstens muß man sie gewöhnen,
„auf den halben Mann zu schiesen, und wo mög-

„lich auff einen zuzielen. Die Infanterie, wel„che mit der Cavallerie zu thun hat, soll mehr auf „die Pferde, als auff den Mann gehen, weil ein „Reuter ohne Pferd nicht viel nutzet, und ich an „einem Pferd mehr als einen Mann gewinne; „auch ein Pferd mehr kostet, wieder herbey zu „schaffen.

„ 8. Die Arbeit bey einer Armee ist häuffig „und muß fleißig getrieben werden, indem dar„auff öffters das Glück beruhet, und man da„durch ein Lager in Sicherheit setzen, und andern „den Eingang in dasselbe verwehren kan. Man „kan dazu die Truppen brauchen. Wann aber „dis geschiehet, und die Arbeit langwierig und „mühsam ist, muß man ihren Sold vermehren, „und ihnen dafur einige Erfrischung und Ergötz„lichkeit verschaffen. Die Land-Leute, welche ge„wohnt sind das Land umzuarbeiten, machen „die beste Arbeit, und sind geschwinder fertig, „und an denen wird es nicht fehlen, wenn man „sie wohl bezahlet, und gelind mit ihnen umge„het. Das Hauptwerck bestehet darinnen, daß „die Arbeit wohl angeordnet sey, wozu man „denn Ingenieurs brauchet. Diese so nützliche „Leute müssen in Ehren gehalten werden, und „wenn man ihre Profeßion, welche Klugheit „und Fleiß erfordert, in Ehren hält und beloh„net, wird es nicht fehlen, daß sich viele werden „rechtschaffen drauff legen, und geschickte Leute „werden.

„ 9. Eine Armee kan ohne Krancke und Ver„wundete nicht seyn, also muß man Medicos

und

„und Chirurgos haben. Wenn solche nicht ge„schickt sind, keine Erfahrung haben, und ihre „Artzeneyen nichts taugen, opffern sie eine un„zehlige Menge Leute auff. Unter den Christli„chen Armeen ist ein Hospital. Die Medici und „Chirurgi sind die geschickteste Leute; die man „nur finden kan. Man sorget dafür, daß die „Artzeney recht gut seyn möge. Der General „giebt auff das genaueste Achtung, daß sie ihre „Schuldigkeit beobachten. Und wann man „weiß, daß eine Schlacht vorgehen soll, lässet „man die meisten Chirurgos aus den grossen „Städten kommen.

„ 10. Damit der Soldat ordentlich dienen, „und die Officier im Stande seyn mögē scharffe „Kriegs-Zucht zu halten, muß der Soldat rich„tig bezahlt werden, und ihm an Lebens-Mitteln „nichts fehlen. Der Hunger ist sein schrecklich„ster Feind; wenn ihn dieser quält, verliehrt er „Muth und Willigkeit, und ist alsdenn einem „hungrigen Magen nicht gut predigen. Also soll „die vornehmste Sorge des Generalen damit „umgehen, daß er auff die, welche die Liefferung „der Lebens-Mittel über sich genommen, ein „wachsames Auge habe, und wohl zusehe, daß es „an selbigen nicht allein nicht fehle, sondern sie „auch so wie sichs gehöret, beschaffen seyn mögē, „und er anbey seine Marsche und Bewegungen „so einrichte, daß die Zufuhr allzeit sicher und be„quem seye. Ich bin einmal bey einer Armee ge„wesen, welche durch die Verwegenheit der Ge„neralen fünff Monath lang in beständiger Ge-

fahr

„fahr stunde, an allem Mangel zu leiden, und vor
„Elend zu sterben. Gewißlich kan nichts betrüb-
„ters in der Welt seyn, als wenn man sich in der-
„gleichen Umständen befindet.

„ 11. Ein unendlicher Vortheil ist es, wenn
„man die Inwohner des Lands, wo der Krieg
„geführet wird, auff seiner Seite hat. Man ist
„wegen der Lebens-Mittel versichert, und erfäh-
„ret die Bewegungẽ und Anschläge der Feinde;
„die Partheyen die man ausschicket sind nicht
„so vieler Gefahr unterworffen, und finden Zu-
„flucht, auch wohl gar Hülffe. Nichts ist der ho-
„hen Pforte leichter, als diesen grossen Vortheil
„sich zu verschaffen. Wann unser unüberwindli-
„cher Herr, von der Höhe seines unbeweglichen
„Thrones mit seiner hohen Gütigkeit die Sie-
„benbürger und Ungarn zu versichern würdigte,
„daß er um ihres Besten willen, die Waffen er-
„griffen, so würde man sehen daß sie hauffenwei-
„se sich uns ergeben, u. gesambter hand mit uns
„den Krieg führen würden. Diese Begierde wür-
„de noch vermehret, und bald allgemein werden,
„wenn die Generalen ihre Truppen im Zaum
„hielten, und das Plündern verbieten und man
„mit diesen Völckern mit Liebe umgieng, ihnen
„die Lebens-Mittel, die sie ins Lager bringen,
„richtig bezahlte, sie wegen ihrer Religion auff
„keine Weise beunruhigte, und die Inwohner
„einer jeden Stadt, die man erobern würde, in
„den Besitz ihrer Privilegien wieder einsetzte.
„Diese Verheissungen und ihre Erfüllung son-
„derlich, sind den mächtigsten und tugendhaffte-

sten

„sten Monarchen der Welt anständig, und wür„den ihm das Vergnügen und den Ruhm zuwe„ge bringen, seinen Feind zu schwächen, und von „seinen Gräntzen zu entfernen, und die Völcker „glückselig zu machen.

„ 12. Es ist denen Teutschen fast nicht mög„lich, mehr als achtzig tausend Mann in Ungarn „zu halten. Seine Hoheit hingegen können mit „leichter Mühe hundert und funfftzig tausend „Mann hinein schicken, und dabey doch im „Stande seyn, denen Moscowitern und ihren „übrigen Feinden sich entgegen zu setzen. Die „grosse Armee bestünde also aus hundert tau„send, und die andern funfftzig tausend könten in „zwey oder drey Corps getheilet werden. Was „würden die Teutschen ausrichten können, son„derlich wenn sich das Volck im Land selbst ge„gen sie erklären solte.

„ 13. Das Hauptwerck bey diesem Kriege „komt darauff an, daß man früh ins Feld ziehe. „Es ist uns leicht, unserm Feind hierin vorzu„komen, indem seine Armee aus vielen Contin„genten bestehet, welche die Teutsche Städte und „Fürsten geben müssen, und also gar langsam zu „Stand kommt; ich auch mehr als einmal gese„hen habe, daß Truppen ankommen sind, da man „eben im Begriff war, die Winter-Quartiere zu „beziehen; und diese Langsamkeit ist um so viel „grösser, da diese Städte und Fürsten sich des „Kriegs der geführet wird, wenig annehmen. „Seine Hoheit hingegen, als einiger und Sou„verainer Herr über ihre Lande dürffen nur re-

den,

„den, so wird man gehorsamen, und ihre Armee-
„en werden sich versamlen, so bald sie es für gut
„befinden werden. Sie werden ehe noch die
„Teutschen im Stande sind, sich ihnen zu wider-
„setzen, etwas ansehnliches erobern können, und
„solches durch eine kluge Vertheidigung erhal-
„ten, und den Feind verhindern, den ihm zuge-
„fügten Schaden wieder zu ersetzen. Diese Sor-
„ge wird die grosse Armee übernehmen, da indes-
„sen die übrige Macht in Siebenbürgen und die
„benachbarte Provintzen eindringen wird. Die-
„sen Weg ist der berühmte Frantzösische Käyser
„Ludwig der Viertzehende gegangen; er nahm
„seinen Feinden eine ansehnliche Stadt weg, ehe
„sie noch mercken konten, wohin seine Absichten
„giengen; und wenn dieses geschehen, überließ
„er seinē Generalen die Sorge sie zu behaupten,
„und verbote ihnen, in ein Treffen sich einzulas-
„sen, wenn sie nicht versichert wären, daß es ih-
„nen gelingen würde.

„ 14. Obgleich die Teutschen gegenwärtig
„keinen so berühmten General haben, wie Euge-
„nius war, so sind sie doch deßwegen gar nicht
„gering zu achten, indem sie alte wohlgeübte
„Soldaten sind. Doch darff man sie auch nicht
„fürchten, wenn man nur die gehörige Vorsicht
„gegen ihr Unternehmen gebraucht, und sie
„nicht Herr seyn lässet, anzugreiffen, wenn sie es
„vor gut befinden. Das eintzige Mittel glücklich
„zu seyn, ist, daß man ein gutes Lager aussuchet,
„und es ihnen so schwer macht, beyzukommen,
„daß sie sich nicht unterstehen, es zu wagen. Die-

ses

„ſes muß in dem erſten Feldzug beobachtet wer„den biß die Truppen Seiner Hoheit an die „neue Exercitia, zu welchen man ſie jetzo anfüh„ret, völlig gewöhnet ſind.

Wegen des, was ich hier ſage, daß die Ungarn und Siebenbürger ſich gegen die Teutſchen erklären würden, wenn ſie der Groß-Sultan verſicherte, daß er ſie nicht ihm unterthänig machen, ſondern einiglich in Freyheit ſetzen, und die alte Regierungs-Form, bey ihnen wieder einführen wolte, hat mir der Divan auffgetragen, ein Manifeſt zu machen welches ich auch einmüthiglich mit dem Fürſten Ragotsky und einigen Ungariſchen Deputirten, welche ſich hier ins geheim auffhalten, verfertiget habe. Es iſt in den Händen des Groß-Veziers, und durch deſſelben Publication wird der Krieg ſeinen erſten Anfang nehmen. Ich ſetze es deßwegen nicht hieher, weil unterſchiedene Puncten darinnen enthaltẽ, welche erſt mit der Zeit ſollen bekannt werden, und mir überdiß dieſer hohe Officier anbefohlen, davon zu ſchweigen, und mich verſicherte, daß es dem Sultan allein zu Geſicht kommen wäre.

Das iſt die eigentliche Beſchaffenheit meiner Hoffnung. Ich kan nicht verſichert ſeyn, ob ſie wird erfüllet werden; doch hat es das Anſehen dazu wie mich düncket; Officier und Soldaten, einer wie der andere, u. ſonderlich die Janitſcharen wünſchen den Krieg, und verſprechen ſich zum voraus den Sieg. Die Türcken ſind nicht mehr, was ſie ſonſtẽ geweſen ſind. Die Exercitia, die ich in Conſtantinopel gemacht habe, ſind überall gemacht

macht worden. Man hat Regimenter und Bataillonen auffgerichtet. Die gantze Infanterie ist auff einerley Art bewaffnet mit Degen, Bayonette und Flinte, und hat ihre Granadirer. Man hat mehrere Officier angenommen, Compagnien, Bombardirer und Canonirer auffgerichtet, und exerciret sie noch alle Tage. Gleiche Beschaffenheit hat es mit der Cavallerie, die nun grosse Stieffeln hat, wohl bewaffnet ist, und sich in Escadron stellen, und das Feuer sowohl der Canonen als der Infanterie standhafftig und unverrückt aushalten kan. Ich will mit Freuden sterben, wenn ich sie im Streit sehe, und meine Lebens-Beschreibung mit ihren Siegen vermehren kan. Das ist mein inbrünstiger Wunsch. Man wird daraus erkennen daß ich meinen neuen Herrn, den man mich genöthiget hat, zu erwehlen, eben so getreu und verbunden bin, als meinen vorigen Herren, und daß nichts in der Welt mich dahin verleiten kan, von dem abzuweichen, oder darinnen verzagt zu werden, wozu ich mich verpflichtet habe.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bonneval, Claude Alexandre <<de>>,

Merckwürdiges Leben Des Grafen von Bonneval, Ehedessen Kaiserlicher General der Infanterie, Anjetzo aber Commandirender Bassa über eine Tü rckische Armee Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: Dritter Theil

S.l. 1738

Biogr. 1085 a#Beibd.3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066891-8
VD18 80295983-001